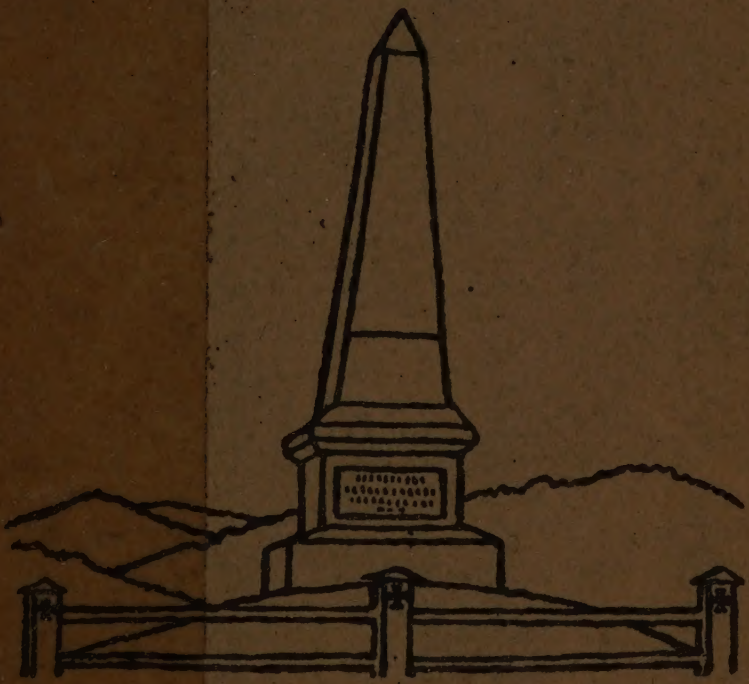
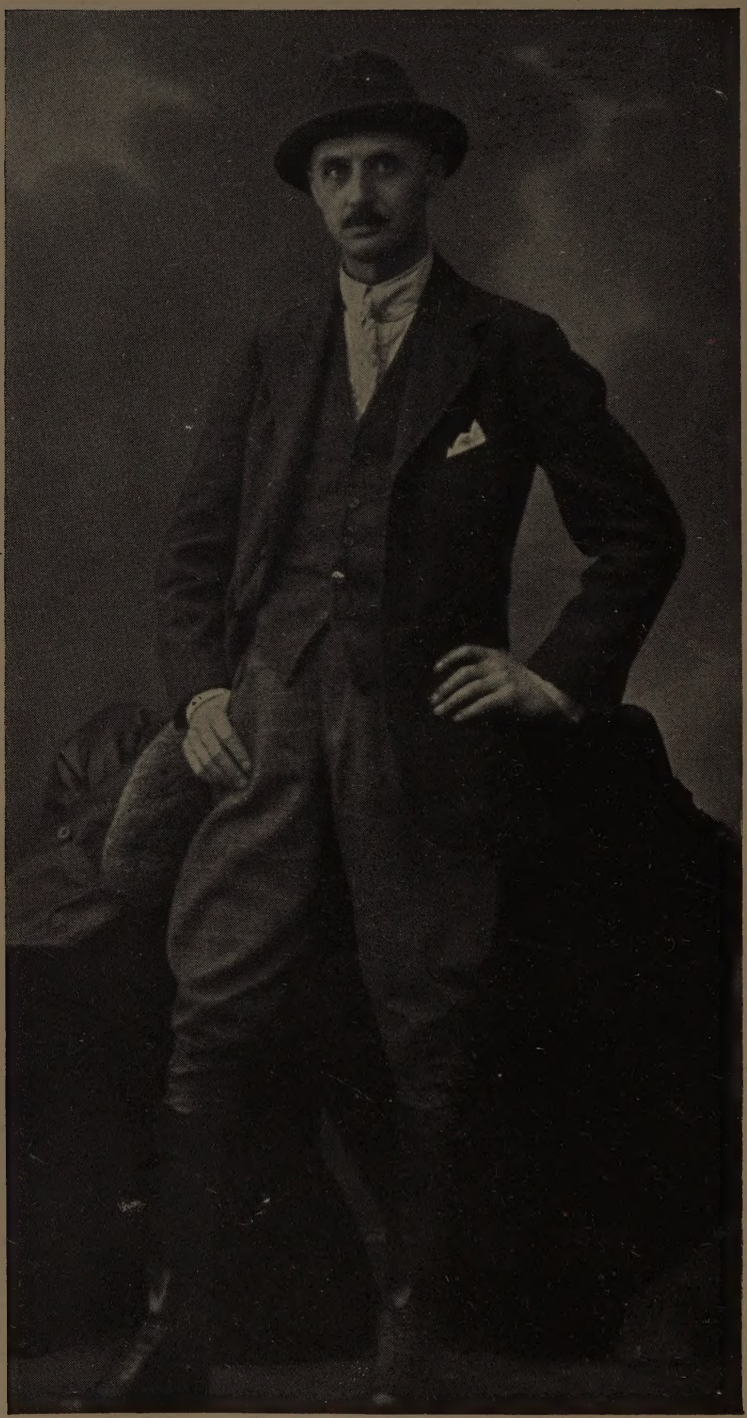
Aage Madelung

Mein Kriegstagebuch



S. Fischer · Verlag · Berlin

SF



Aage Madelung.

PT
2625
.A222
1915

Aage Madelung

Mein Kriegstagebuch

8.92

1915

S. Fischer, Verlag
Berlin

67078

Erstes bis fünftes Tausend.
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die der Übersetzung; für Rußland auf Grund der deutsch-russischen Übereinkunft.
Copyright 1915 S. Fischer, Verlag.

Inhalt

Vorwort 7
Das Hinterland des Krieges 9
Standgericht 12
„Aquarelle“ 19
Als die Russen in Ungarn waren 24
Der Verwundete 29
Gefangene Feinde 33
Am San 38
Auf dem Geleise 43
Im Bezirk der Erdölquellen 49
Im Güterwagen 57
„Grand Hotel Krakau“ 62
Zosia 66
Fahrtgenossen 72
Galizien 77
In den Karpathen 81
Der Kampf um den Barkopaß 87
Der Tag nach dem Siege 92
Der Kalvarienberg 98
Inferno 103

Ave Hungaria! 110
Hunger 114
Zigeunermusik 118
Bei den deutschen Truppen in Ostgalizien . . . 125
Fahrt zu den Karpathen 128
In der Bank 134
Die letzte Etappenstation 139
Auf der Paßhöhe 146
Die Donnermaschine 152
Nächtliche Besucher 160
Leben an der Front 166
Die Division greift an 172
Ritt im Kugelregen 182
Gespräch mit einem russischen Leutnant 190
Ungarns Trauer um Przemysl 196
Die Erstürmung des Zwinin durch die deutschen Truppen 197
Die Siegesfeier in Ungarn 204

Vorwort

Dieses Buch ist ein germanisches Buch, weil es aus einem germanischen Gefühl heraus entstanden ist; und es ist ein deutsches Buch, weil ein Skandinavier es in deutscher Sprache geschrieben hat.

Daß ich, als Skandinavier, ein Pilger des großen Krieges wurde, ist keine Zufälligkeit. Vor dieser Zeit hat Deutschland mir, wie vielen anderen, eine großzügige Gastfreundschaft erwiesen. Es war das einzige Land, das unsere freien und wilden nordländischen Bücher annahm und uns in jeder Weise die Stellung der eigenen geistig Schaffenden gab. Das heute zu vergessen ist nicht meine Sache.

Vor wenigen Jahren schien es mir ein unerfüllbarer Traum, über die Muttersprache hinaus schriftstellerisch wirken zu können, um bei einer großen Gelegenheit weitere Kreise zu ziehen, als mir sonst beschieden war. Der Traum wurde Wirklichkeit, als das „Berliner Tageblatt" mich als Kriegsberichterstatter berief und dadurch zum Ausdruck brachte, daß Deutschland auch jetzt die Nordgermanen als gleichberechtigt achtet. So entstanden meine Schilderungen aus dem großen Krieg, die jetzt hier als Buch erscheinen. Nicht alles, was ich erlebt und empfunden habe, ist in meinem Kriegstagebuch nieder-

geschrieben. Die Ursache ist aber nicht irgendeine Beengung meiner Tätigkeit durch die der Kriegslage eigenen Umstände. Ich sage es offen: weder innere noch äußere Umstände haben mich gehindert, so zu schreiben, wie ich empfand, und ich weiß nicht, was ich nach dem Krieg über Soldaten in der Front sagen sollte, das ich nicht heute ungehindert hätte sagen können. Die Ursache ist eher die, daß ich mehr erlebt habe, als ich aufs Papier bringen konnte, weil mir eine Freizügigkeit sondergleichen in den Kampfgebieten erlaubt wurde, auf die ich mehr als stolz bin. Dafür bringe ich Deutschland und Österreich und Ungarn, ihren Heeresleitungen und Behörden, wie jedermann, der mir Vertrauen und Freundschaft erwiesen hat, meinen tiefsten Dank.

Aage Madelung

Das Hinterland des Krieges

Wer nur einmal die große Ebene, die sich ununterbrochen von Wien bis zu den Karpathen dehnt, durchfahren ist, dem wird sofort klar, daß dieser mit allen Reichtümern der Erde gesegnete Boden auch unvergleichliche Menschen hervorbringen muß. Ununterbrochene Mais- und Rübenfelder spiegeln sich in der Herbstsonne, dazwischen Weizenstoppelfelder, hie und da neu gepflügt, mit Furchen, die den Horizont erreichen, schnurgerade, als wären sie von einem Geometer mit Rieseninstrumenten vorgezeichnet. Gegen Osten zu nimmt dann und wann die große Ebene einen Anlauf, als wäre sie des flachen Liegens müde, und schafft auf großzügig sich einander anreihenden Hügeln Geburtsstätten für die edlen Trauben, die Seele dieser unvergleichlichen Landschaft. Hier, wie vielleicht sonst nirgends in der Welt, leben Germanen und Nichtgermanen brüderlich und verständnisvoll nebeneinander, ja, gehen ineinander auf und beeinflussen einander, ohne daß die verschiedenen Stämme der Monarchie ihre Eigenart dadurch verlieren. Und so stehen beinahe alle Stämme der Monarchie wie eine Mauer in den Karpathen, um den Horden, die ihrem Wesen und ihren Gefühlen fremd und feindlich sind, Halt zu gebieten.

Die Karpathen sind der Weichsel vergleichbar, und auch hier liegen masurische Seen mit jähen Abstürzen in Felsentiefen. Hier, an dieser gewaltigen Landessperre, haben alle Männer Österreich-Ungarns einander zu einem Stelldichein geladen, um dem gemeinsamen schönen Vaterlande ihre Jugend und ihre Kraft zu opfern, ja, hinzugeben in einer Brautnacht, wild von Treue und Mut. Wir kennen sie wenig, diese Männer von der großen Ebene, diese unverdrossenen, sonnenverbrannten Pflüger, die die schnurgeraden schwarzen Saatfurchen gezogen haben und jetzt schnurgerade in ein anderes Feld ausgezogen sind, um blutige Furchen in den Herzen des Feindes zu pflügen. Ich aber kenne sie: Ich bin durch die große Ebene gekommen und habe die Frauen gesehen, die sie geboren, und die Väter, die sie zeugten. Ich habe die unverwundeten Leiber der Söhne gesehen, wenn sie ausrückten, und die Verwundeten, wenn sie zurückkamen. Ich kenne sie! Wie ein schwarzer Tiger steht vor mir der Oberleutnant, der junge Held von Sátoralja-Ujhely. Mit Wunden bedeckt, kaum geheilt aus dem Lazarett entlassen, scheint er soeben ein sorgsam durchdachtes Training für eine Meisterleistung vollendet zu haben. In seinem Gesicht mit den großen arischen Zügen brennen die Augen dunkel, wie die Augen des Zigeuners, des wilden Geigenmeisters, der die ungarischen Feuerweisen spielt.

Das Regiment von Sátoralja-Ujhely war zwischen den ersten, die den Feind im Feindeslande aufsuchten und sich, wie Löwen kämpfend, einen halben Tag gegen russische Korps behaupteten, unter schweren Verlusten,

zur Hälfte aufgerieben. Beinahe alle Offiziere wurden tot oder schwer verwundet aus der Front gerissen, der Oberst zuerst. Und dies ist nur ein Beispiel von vielen. Man ist bereit, zu kämpfen, man sehnt sich danach, mag der Feind auch zehn gegen einen sein. Und so, wie die Krieger von Sátoralja-Ujhely vom Anfang an in der ersten Reihe standen, so ist heute, durch die Veränderung der strategischen Position, die Stadt selbst und ihre Bevölkerung in die Nähe des großen Ringens gerückt. Hier ist das Hinterland des Krieges; hier liegen große Lazarette, und Damen aus den höchsten Gesellschaftskreisen pflegen die verwundeten Krieger. Aus den Dörfern kommen einfache Frauen und bringen große Brotlaibe als Spende. Auf dem Markte in der Stadt stehen Bauern und Bauerfrauen und verkaufen die Produkte, die aus diesem reichen Boden quellen, nicht teurer als in Friedenszeiten.

Ein hoher Beamter in Wien, mit dem ich einen Abend verbrachte, äußerte triumphierend: „Die Feinde schreiben, daß in Wien Hungersnot herrscht. Aber, Gott sei Dank, es reicht noch für lange Zeit!" Und schreibt jemand, daß auch in Ungarn Hungersnot sei, so weiß ich, daß es auch dort noch für lange Zeit reicht. Nein, die zwei verbündeten Reiche lassen sich nicht aushungern. Der Boden zeugt verschwenderisch Samen und Männer. In den Karpathen stehen die Krieger der Monarchie wie eine Mauer. Hier, hinter der Front, steht das Volk, alle fest entschlossen und wohl wissend, daß auch in Frankreich für ihre Sache gekämpft wird.

Die Regenwolken sind gewichen. Herbstlich durchgeistert scheint die Sonne, aber in der stillen Nacht schaue ich nach Norden, wo das Siebengestirn langsam über den Himmel zieht, und es scheint mir plötzlich, als hörte ich seine Sternenräder rollen und die Gespanne um seine Deichsel schnauben. Noch tiefer lausche ich dem fernen Himmelshund im Norden, und jetzt höre ich deutlich in seiner Spur den widerhallenden Schritt von vorwärtseilenden Kolonnen. Bin ich der einzige, der diesem Schritt von Norden her lauscht? Ich denke, nein. Am Wachtfeuer in den Karpathen sitzen Männer, die auch nicht schlafen.

Sátoralja-Ujhely, September, 1914.

Standgericht

Als die Russen in Nagybocskó, das letzte große Dorf vor Máramaros-Sziget, nach einem Kampfe einrückten, wurden sie von der ruthenischen Bevölkerung als Brüder und Freunde empfangen. Besonders die seit Jahren bekannten russophilen Elemente waren über den russischen Erlöser beglückt und traten sofort als Spione und Verräter gegen das österreichisch-ungarische Vaterland in seinen Dienst. Sobald die Russen weiter vorrückten, plünderten die Ruthenen die Staatsgebäude wie alle Häuser, die nicht Eigentum ihrer Stammesgenossen waren. Aber es geschah, daß die Russen zurückgeworfen wurden und daß die ungarischen Gendarmen mit den dunklen Hahnenfedern am runden Hut wieder in Nagy-

bocskó erschienen. Dies war der Tag der fahlen Gesichter. Der Dorfrichter entfloh in die Berge und mehrere mit ihm. Diejenigen Schuldigen, die es versäumten, werden jetzt standesgerichtlich verurteilt. Der Anfang war gestern. Angeklagt wegen Landesverrates waren vier ruthenische Bauern, darunter zwei Brüder, die reichsten und angesehensten Leute im Dorfe. Der Auditor teilt ihnen kurz die Anklage mit; sie leugnen und beschwören ihre Unschuld. Der eine, ein Tischler, ein hoher und hagerer Mann mit einem schlaumystischen Gesicht, erzählt umständlich und ergreifend, wie die bösen Kosaken ihn packten, fortschleppten, an das Pferd banden, peinigten und ihn zwangen, ihnen den Weg über die Berge nach Máramaros-Sziget zu zeigen. Haarscharf und unerbittlich zerrt ihn der Auditor an den verzweifelten Kreuzwegen des Widerspruchs vorbei. Er entweicht behende, vertieft sich weit in das dunkle Feld seiner Selbstverteidigung, wird wieder gestellt, kämpft, grau vor Angst, mit dem Tode in den Augen um das Leben und wird ins Nebenzimmer entlassen, dessen hoffnungslose Pforten von den Gendarmen mit den wehenden Hahnenfedern bewacht werden. Die zwei Brüder wiederholen kurz und entschlossen, daß sie nicht dabei waren, nicht dabei sein konnten. Der vierte, ein älterer Mann, beteuert dasselbe: er stand im Garten, als die Kosaken kamen und ihm den Spaten entrissen, um die Brücke zu zerstören. In seinen Zügen scheint mir geschrieben zu sein, daß er noch Tage nach dem morgigen erleben soll. Er kann seinem Schöpfer danken, daß die Feuerlinie nicht dicht vor dem Gerichtshofe liegt.

Denn da folgt der Anklage der Tod auf den Fersen. Die Zeugen — es sind Juden — werden vorgeladen und aufgefordert, sich kurz zu fassen, was ihnen schwierig fällt. Doch sie werden vom Auditor auf die Bahn der kurzen Tatsachen gedrängt, sprechen sogar verständliches Deutsch und beantworten die Frage, ob sie schwören wollen, mit der Gegenfrage: „Warum denn nicht schwören?“... Thora her! Die zehn Gebote!... Die zehn Gebote sind weit entfernt, man sucht sie. Die Thorarolle dreht, sich gleichzeitig entrollend und aufrollend, in den fiebernden Händen. Da sind sie.... Hut auf, die Hand auflegen, festdrücken, die ganze Hand!... Wir stehen alle in der Veranda der geplünderten Prachtvilla des Direktors der großen chemischen Fabriken, an denen der Wiener Bankverein stark interessiert ist. Der Oberstaatsanwalt, der evangelische Pastor, mein Sekretär und ich sind die einzigen Zivilisten, die den Verhandlungen beiwohnen dürfen. Das Gericht ist so gewissenhaft, sich in das Dorf zu begeben, um den genauen Tatbestand einwandfrei festzustellen. Es wird Abend, aber die Verhandlungen müssen beendet werden, damit die Strafe noch morgen vollzogen werden könne. Ich fahre ohne Laternen die fünfzehn Kilometer durch eine stockfinstere Nacht nach der Stadt zurück. Die Posten rufen uns an: „Állj, állj!“ und der Kutscher hält mit einem Ruck die Pferde an. In der Nacht schlafe ich in der verlassenen Wohnung eines Advokaten. Werden wir uns je kennen lernen, der Gastgeber und ich?... Ich ziehe mich nur halb aus, weil ich konstatiere, daß ich im Bette

einer Frau schlafe, die ihre Bettwäsche vor der Flucht nicht gewechselt hat. . . .

Heute ist der zweite Tag. Wieder fahre ich mit dem Wagen hinaus. Im Korridor des Wintergartens und zufälligen Gerichtshofes werden von ruthenischen Frauen mit nackten Beinen die Dielen gewaschen. Sie sind eifrig dabei, und die Reinlichkeit erscheint peinlich und beunruhigend. Im Nebenzimmer des Wintergartens, spärlich möbliert mit den Ruinen der früheren Wohnungseinrichtung, sitzen auf ihrem Strohlager, die Rücken an die Wand angelehnt, finster und hoffnungslos vor sich hinblickend, drei von den Angeklagten. Der vierte, in dessen Zügen ich gestern die Hoffnung um das Leben las, fegt unter Aufsicht der Gendarmen fleißig und liebevoll den Boden, als wäre er gut gelaunt bei sich zu Hause in der Scheune und nicht mit dem einen Bein am Galgen, und ich verstehe es sofort: dieser wird noch den morgigen Tag sehen, viele Tage, Jahre vielleicht, er wird die Sonne und die Erde, seinen Teller und seine Tasse, die neuen Sonntagshosen, die alte Pfeife heute so begrüßen, als wäre er sehnsuchtsvoll aus dem Grabe auferstanden, um das liebe Leben mit seinen belanglosen und doch so lieben Gegenständen noch einmal in der Hand zu halten. In dem verzweifelten und gequälten Gesicht des schlaumystischen Tischlers flackert plötzlich ein letzter Hoffnungsfunke auf. Er ergreift die abgerissene Ecke eines Spitzenlakens und fängt an, den Staub von den vielleicht von ihm selbst zertrümmerten Möbeln zu wischen. Aber es scheint, als wäre der Staub unendlich wie die Geschlechter und dicht wie das zerfallene Leben

aller Erdenbewohner zusammen, nie zu verwischen, grabtief, die Zukunft verschleiernd. Der spitzenumsäumte Lappen entfällt seinen Händen, und wieder geht die Verzweiflung und das Entsetzen der Todesahnung in grauen Zuckungen über sein Gesicht und strahlt versengend in seinen Augen ...

Der Gerichtshof erscheint, die Angeklagten werden hereingeführt, das Protokoll wird aufgenommen, der Ankläger hält seine Rede und verlangt Strafe gemäß Paragraph 327. Der Verteidiger tut seine Pflicht: er plädiert für Freisprechung des vierten, der jetzt dasteht in dem guten Bewußtsein, daß er heute wohl zwanzigmal die Diele gefegt hat. Der Auditor teilt den Angeklagten durch den Dolmetscher die Anklage mit und fragt, ob sie noch etwas zu ihrer Verteidigung zu sagen wünschen. Sie berufen sich auf Zeugen aus ihrem eigenen Kreise. Die Namen werden zu Protokoll genommen. Angeklagte und Zuhörer müssen das Zimmer verlassen. Nach einer halben Stunde sind die fünf Richter einig. Wer hat für, wer dagegen gestimmt? Wir wissen es nicht. Das Todesurteil muß jedenfalls einstimmig gefällt werden. Indessen sind die zwei freiwilligen Henker schon da, ein Feldwebel und ein Zugsführer. Sie bereiten im Hofe vor allen Augen die Stricke, behandeln sie fachgemäß, salben sie mit Öl von dem Militärauto des Grafen K. Der Generalmajor Freiherr von B. ist Abonnent des Berliner Tageblattes, deshalb fahre ich mit ihm und den anderen privilegierten Personen mit einem Extrazug nach der Stadt, um Mittag zu essen. Dem Feldmarschall-Leutnant soll das Urteil zur Bestätigung vorgelegt werden. Nach

zwei Stunden sind wir wieder in Nagybocskó. Das Todesurteil wird den dreien verkündet, der vierte wird freigesprochen; selbstverständlich, als hätte er es immer so gedacht, verläßt er die drei Leidensgefährten, kehrt ihnen den Rücken, eilt schnell davon, geduckt und sehr beflissen. Jetzt sind die zum Tode Verurteilten eine halbe Stunde mit dem Pfarrer allein, um zu beichten und ihr Testament zu machen. Mit wahnsinniger Eile, nie wiederkehrend, rast die Zeit dahin. Im nächsten Augenblick sind die drei schon unterwegs, begleitet von den Gendarmen. Der Straße entlang stehen Soldaten. Langsam und feierlich schreitet der Todeszug vorwärts, von dem Pfarrer begleitet. Die zwei Brüder gehen finster und entschlossen. Der Tischler bewegt sich, als schwebe er; er hatte überhaupt einen leichten und geräumigen Gang, und der Gegensatz zwischen seinem Gang und Gesichtsausdruck war mehr als furchtbar. Sie murmelten alle Gebete, lautlos mit den Lippen lallend, aber der Tischler blinzelte noch dazu mit den ganz blutleeren Augenlidern, als redeten diese eine Höllensprache, im Gegensatz zu der der Lippen. Im übrigen gingen sie aufrecht wie Männer, die sich keiner Schuld bewußt sind, und doch hatte der eine von ihnen vor einigen Tagen aus der Tasche eines Mannes, der fünf seiner nahen Verwandten tot aus einem bei Nagybocskó durch russische Schrapnells zerstörten Eisenbahnzug herausstrug, den Beutel geraubt. Also schreiten sie den drei Galgen in der Dorfmitte entgegen, ohne sich zu sträuben oder sich umzuschauen, als begleiteten sie einen Leichenzug, der alle ihre Verwandten und

Dorfgenossen, ja die ganze Welt zu Grabe trägt. Sie wehren sich sogar nicht, als der Henker ihnen die gefalteten Hände und Arme rücksichtslos zusammenschnürt. Der Reihe nach werden sie dem Galgen übergeben: zuerst der kräftigste und meistbelastete von den zwei Brüdern; er steigt selbst, rückwärtstretend, auf den Stuhl, steht ruhig, als ihm die Beine zusammengebunden werden und der Henker ihm den Strick um den Hals legt und ihn zusammenzieht, gewaltsam und furchtbar eng. Weshalb beugt er sich nicht schnell vornüber und wirft sich auf die Erde, um noch einige Minuten zu gewinnen? denke ich. Aber er tut es nicht, der Henkersgehilfe hebt ihn empor, der Henker zieht den Strick, bis der Kopf des Unglücklichen dicht unter dem Galgenbalken sich befindet, macht den Strick fest und läßt den Gehängten baumeln. Er ist athletisch gebaut. Obschon wie ein Schwein gebunden, zuckt sein Körper, besonders der Unterleib in langgedehnten Bewegungen, die, mit einer übermenschlichen Kraft, gegen meine Brust drängen. So werden sie der Reihe nach aufgehängt, selbstverständlich und einfach und, vom Sirius aus gesehen, völlig gleichgültig. Aber ich habe mir dabei meine Gedanken gemacht. Sicher ist eins, daß sie aufgehängt werden mußten, und andere werden ihnen folgen. Sie waren Verräter schon in Friedenszeiten. Wenn aber dieser Krieg beendet sein wird, ist die Zeit da, eine ungarische Politik zu führen, die den Schismatikern gegenüber von dem alten Liberalismus weit entfernt sein muß.

Máramaros-Sziget, Oktober.

„Aquarelle"

Mein Hauptquartier habe ich in der historischen Stadt Sátoralja-Ujhely aufgeschlagen. Die Stimmung der Bevölkerung hier hinter den Karpathen ist sprungweise gestiegen und gefallen; sie zeigt bald auf Tod und bald auf Leben, auf Schwarz und Rot, je nachdem, ob die Russen durch die Bergpässe hineindrangen oder wieder zurückgeworfen und vernichtet wurden. Heute zeigen die Würfel rot.

Der Obergespan, der oberste Beamte und Vertrauensmann der Regierung, ist so liebenswürdig gewesen, mir Empfehlungen an seine Kollegen in den Komitaten Ung und Máramaros zu geben. Er ist ein siebzigjähriger Herr mit starkem weißen Haar, ungebeugt von den Jahren, vielerfahren in der Politik und Regierungskunst, Graf Tiszas Freund. Er residiert in dem Komitatsgebäude, ebenso wie der Vizegespan, aber der letzte residiert und wohnt zugleich dort. Er ist der Vertrauensmann, weniger der Regierung als des Komitats, das ihn gewählt hat. Er verwaltet die Angelegenheiten des Komitats. Der Obergespan überwacht im Namen der Regierung die Verwaltung. Es wären also Möglichkeiten für Konflikte vorhanden, wenn der eine von den hohen Behörden der Regierungspartei, der andere der Oppositionspartei angehört, besonders in Ungarn, wo der politische Kampf vor dem großen und versöhnenden Krieg mit schwerer Brandung ging.

Jetzt aber gibt es in ganz Ungarn nur Ungarn. Die

Unversöhnlichsten haben sich versöhnt, und an den Wänden hängen die Urteile der politischen Prozesse in Glas und Rahmen als Symbol des geschlossenen Friedens, so wie z. B. bei dem Vizegespan zu Sátoralja-Ujhely. Ich habe das Schriftstück selbst gesehen, wie auch den silbernen Ehrenlorbeerkranz mit den Namen aller Komitatsgemeinden, ein Name auf jedem Blatt, etwa 150 in allem. Der Vizegespan ist Ungar vom reinsten und treuesten Blut, mehr, er ist ein Mann, von dem man in mancher Beziehung etwas lernen kann. Über die Stellung eines Vizegespans war ich im unklaren. Ja, ich will die Wahrheit sagen: ich wußte gar nicht, daß es einen Vizegespan gibt, obschon er das Herz des Komitats ist. Ich ersuchte also bei dem Obergespan um eine Audienz; aber als ich in meinen Gedanken die lange Hauptstraße mit meinem Begleiter auf und ab wanderte und wir gerade das Komitatsgebäude passierten, eilte ein außerordentlich wohlangezogener, junger Mann uns nach. Der Herr Vizegespan lasse grüßen und fragen, ob ich nicht heute abend bei ihm eine Tasse Tee trinken wolle. Ich hatte etwa drei Wochen keinen Tee getrunken, und außerdem erschien mir plötzlich gerade diese Tasse Tee sehr bedeutungsvoll, weshalb ich sofort dankend zusagte. Also stieg ich punkt viertel Zehn die ehrwürdige Treppe des Komitatsgebäudes hinauf.

Feierlich gewölbte Decken leuchten in reinen Kalkfarben. Breite Gänge dehnen sich nach rechts und links. Das Haus ist von Menschen gebaut, die gewußt haben, daß die ersten Eindrücke die wichtigsten sind. Deshalb

diese fürstlich offenen und geräumigen Treppen, Gänge und Vorzimmer; genau wie bei einem wohlerzogenen, disziplinierten Menschen, ja, wie bei allen Geschöpfen des Lebens, bei denen auch die äußeren Zellen die am meisten offenen und zugänglichsten sind, während sie nach innen dichter werden und sich enger schließen, je weiter nach innen, desto dichter und enger. So bauten einst Menschen Häuser, die ihr eigenes Ebenbild offenbarten. Wahrscheinlich sind die Menschen jetzt anders, weil ihre Häuser auch anders gebaut werden.

Der Vizegespan geht mir entgegen, vornehm, reserviert, fast starr — und doch offen und selbstverständlich. Ich antwortete ihm in derselben Haltung, denn auch ich bin auf allen Wegen und Irrwegen gegangen, die sich zwischen Stolz und Demut kreuzen. Ich tituliere meinen Wirt „Herr Kämmerer", denn mit diesem einen Wort sage ich, daß er mindestens acht adelige Ahnen von der Schwertseite und vier von der Spindelseite hat. Und es stimmt: mein Wirt ist ein Edelmann in Reinkultur und noch dazu ein Ungar! Er ist schlank und straff wie eine gute und erprobte Klinge. Das leicht ergraute Haar ist ohne Lücken, die Züge sind scharf und doch schwermütig-versonnen, gezeichnet vom eigenen und der Ahnen Ritter- und Reiterleben. In jüngeren Jahren war er Husarenoffizier, und er macht mich darauf aufmerksam, daß er auch jetzt noch die Husarenuniform und nicht die Uniform des Vizegespans trägt. Er spricht gut Deutsch, doch langsam und hie und da das rechte Wort suchend.

Wir sitzen am offenen Kamin, den er seinen besten Freund nennt, wenn er abends über dies und jenes nachzudenken habe. Wir sprechen von mancherlei Dingen. Er erzählt von zwei englischen Damen, die in der hiesigen Tokaiergegend photographierten und von den Bauern mißverstanden wurden. Er rief alle Englisch und Französisch sprechenden Mitbürger zusammen, veranstaltete festliche Gelage und zeigte den Damen Ungarn weit und breit, damit sie nicht glauben sollten, daß dieses friedliche Land mit Räubern und Zigeunern bevölkert wäre. Langsam und gemessen spricht mein Wirt. Er hat schon gleich mit einer Handbewegung auf die Zigaretten und den von dem Burschen gebrachten Tee gedeutet. Ich rauche und trinke und mache meine Sinne auf, gemessen und reserviert wie mein Wirt.

„Was für Bilder, glauben Sie, habe ich dort an der Wand?" fragt er plötzlich mit einer dieser kurzen und unvermittelten Volten der Konversation, die ich sonst nicht mag. Ich erhebe mich, um die Bilder, die in alten, schwarzen Rahmen die Wände schmücken, genauer zu betrachten. Schon als ich das Zimmer betrat, hatte ich sie in einem flüchtigen Eindruck als Aquarelle in mein Bewußtsein aufgenommen. Ich liebe Bilder; besonders künstlerisch einfältig geschaute Bilder liebe ich leidenschaftlich. Also sagte ich mir: Aquarelle, von einem Dilettanten gemacht, etwas zu viel in Einzelheiten sich verlierend, alte Schule, genau und liebevoll und liebenswert gestaltet. Selbstverständlich malt jemand in dieser alten Stadt Aquarelle, ungarische Landschaften mit Herden, Partien aus der Tatra, Wasser-

mühlen, Bäume, die sich in einem Flusse spiegeln ... Ich betrachte ein in schönen weichen Farbentönen verfließendes Bild mit einem Gänsevolk. Die grüne Wiese und die Büsche stehen delikat und lebendig zueinander, aufgelöst in zärtlich weichen Linien, und ich fühle, daß ein großer Meister dieses Idyll mit dem Pinsel träumen konnte.

„Ja," sage ich, „es ist ein schönes Aquarell."

„Meinen Sie wirklich, daß es Aquarelle sind?"

„Das denke ich doch," antwortete ich zögernd, weil mein Blick auf ein anderes großes Bild fällt, das, obschon in denselben feinen Farbentönen gehalten, doch zu photographisch genau zwei Personen an einer Felswand darstellt.

„Nein," belehrt mich der Wirt, „es sind Farbenphotographien, die ich selbst mache. Sie sind mit einem gewöhnlichen Apparat aufgenommen. Ich vergrößere sie nach Belieben und habe ein Verfahren entdeckt, ihnen im Bade ein Kolorit zu geben, als wären sie von Künstlerhand geschaffen. Man hat mir viel Geld geboten, wenn ich meine Erfindung preisgeben würde. Ich tue es aber nicht. Wozu?" ...

Nein, wozu, denke auch ich, und ich erinnere mich an einen kinderlosen Meister an der großen Dwina, in dessen Familie ein besonderes Verfahren, jede beliebige Zeichnung unvergänglich in Silber einzubrennen, als Geheimnis weiterlebte, um jetzt mit ihm zu sterben, obwohl die Tulawerke ihm 30 000 Rubel für das Geheimnis geboten hatten. Ja, ich erinnere mich an die alten edelblauen Tassen von Gotland, die auch nicht

nachgeahmt werden können, weil die Familie, die sie allein brennen konnte, ausgestorben ist.

So ist es mit der Erfindung des Kämmerers und Vizegespans von Sátoralja-Ujhely. Die „Aquarelle" aber haben uns zu Freunden gemacht, die Bilder aus Ungarn und das ungarische Wesen. Er bringt mir selbst die zweite Tasse Tee. Er wird wärmer und wärmer, und als ich mich verabschiede, hält er meine Hand mit seinen beiden Händen fest, damit ich Ungarn und ihn, den Vizegespan von Sátoralja-Ujhely, nicht vergesse ... Und obschon diese Erzählung nur von den Aquarellen handelt, stand doch die ganze Zeit der große Krieg aufrecht und aufwühlend vor unseren Fenstern und schaute uns unabwendbar bitter ins Gesicht.

Sátoralja-Ujhely, Oktober.

Als die Russen in Ungarn waren

Als die Russen in Máramaros-Sziget einzogen, erkundigten sie sich mit besonderem Interesse nach dem Aufenthaltsort des Oberstaatsanwaltssubstituten Doktor Andor Illés. Die Russen wissen es ganz genau, mit wem sie es zu tun haben in den Gebieten, die sie besuchen. So haben sie zum Beispiel in der Bukowina die Verwaltung der Stadt Czernowitz einigen Herren übergeben, die schon in Friedenszeiten ihre Agenten waren, den Brüdern Gerowski. Ihren Feinden aber, das heißt denjenigen, die der großrussischen Propaganda in der Monarchie entgegengetreten waren, halten die

Russen auch Stellen bereit, und zwar in den Gefängniskellern in Nowgorod und noch östlicher. Doktor Andor Illés aber hatte es vorgezogen, sich rechtzeitig aus Máramaros-Sziget zu entfernen. Als aber die Russen nach einer Woche sich zurückziehen mußten, war er der erste Zivilbeamte, der nebst dem Obergespan sich wieder auf seinen Posten begab.

Illés' Name ist mit dem berüchtigten Schismaprozeß, der sich vor einem Jahre in Máramaros-Sziget abspielte, eng verbunden. Er war es, der allen diesen geheimen Fäden der russophilen Propaganda nachspürte und die Schuldigen stellte. Hätte der Prozeß jetzt stattgefunden, wäre das Resultat ein anderes geworden, und Graf Bobrinski, der damals mit sicherem Geleit nach Máramaros-Sziget gekommen war, um seine Jünger im Namen des Zaren zu verteidigen, wäre, falls er sich jetzt eingefunden hätte, nicht zurückgekehrt, um Gouverneur der Bukowina zu werden.

Als ich auf der Reise nach Máramaros-Sziget eine furchtbar lange Nacht in dem gerade nicht paradiesischen Bahnhofrestaurant in Királyháza verbringen mußte, bemerkte ich unter meinen Leidensgenossen einen Mann, dessen Aussehen sich sofort auf immer in meiner Erinnerung eingrub. Man sagte mir, daß dies Illés sei. Am Morgen fuhren wir mit demselben Zug nach Huszt, wo ich stecken blieb und bei guten Menschen gute Unterkunft in einer leeren Bankdirektorswohnung fand. Die Personenzüge verkehrten nämlich nur nach Huszt, und für Militärzüge hatte ich keine Legitimation. Als ich, mit einer solchen versehen, vierundzwanzig Stunden

später auf der Station in Huszt wartete, um den ersten Militärzug oder die erste Lokomotive nach Máramaros-Sziget zu stürmen, war Doktor Andor Illés schon auf seinem Posten eingetroffen. Am Nachmittag desselben Tages sah ich ihn wieder im großen, von Militär besetzten Hotel „Krone" in Máramaros-Sziget, wo ein Offiziersdiener und zwei zerlumpte Gassenjungen die einzige Bedienung waren, da nämlich alle anderen vor den Russen Reißaus genommen hatten. Wir kamen ins Gespräch und schlossen uns aneinander an.

Nach dem Mittagessen sitze ich im Kaffeehaus. Auf einmal ist etwas los. Von Militär eskortiert, wälzen sich, wie eine gehetzte Herde, eng gedrängt, etwa fünfzig ruthenische Bauern, Frauen und halbwüchsige Kinder vorwärts durch die Straße. Der Straßenkot spritzt hoch unter den eiligen Füßen empor. Die letzten, darunter ein junger Bursche mit einem Holzbein, werden von den Gewehrkolben der Soldaten aufgemuntert, nicht zurückzubleiben, und weil sie dadurch ungestüm an den Haufen anprallen, werden einige aus der Herde seitwärts ausgequetscht, die wiederum mit Gewehrkolben empfangen und zurückgeworfen werden, so daß die ganze Herde, im Laufschritt sich bewegend, wie ein wahnsinnig gewordener Rattenkönig aussieht. Ein großer schwarzer Bauer ist augenscheinlich müde geworden. Seine dicken weißen Hosen sind bis über die Knie mit Schlamm und Dreck beschmiert. Unter dem schiefsitzenden, großen schwarzen Hut quillt das noch schwärzere Haar in verwilderten Strähnen über das vor Wut und Schmerz gequälte Gesicht hervor. Er bleibt einen Schritt zurück, kehrt sich halb nach einem

langen Soldaten um, der mit gehobenem Gewehrkolben ihm auf den Fersen folgt. Er will etwas sagen, er protestiert sogar, glaube ich, denn ich sehe seinen Mund weit offen, aber als Antwort erfolgen Gewehrkolbenhiebe mit voller Wucht: zwei-, drei-, fünfmal, bis der Bauer taumelnd sich wieder seiner Herde angeschlossen hat. So geht es vorwärts durch die Straße. Ich greife meinen Hut und meinen Pelz und schließe mich den johlenden Juden an, die auf beiden Trottoiren der gefangenen Ruthenenherde mit Schmähungen folgen — denn auch in dieser Gegend sind die russophilen Ruthenen und die Juden Todfeinde. Die Ruthenen haben daher auch nach der Ankunft der Kosaken in Nagybocskó bei den Juden geplündert. Viele von der Bande halten noch Geräte und Sachen, mit denen sie von den Gendarmen angetroffen wurden, in den Händen, weil die Soldaten ihnen nicht erlaubt haben, dieselben wegzuwerfen. Nie sah ich eine solche Herde, nie dachte ich, daß ich den „Rattenkönig" tatsächlich sehen sollte, und nie wußte ich, daß ein Krüppel auf einem Holzbein sich in einem solchen Tempo bewegen könnte, er hat es auch selber vorher nicht gewußt. Ich aber lief nebenher auf der Straße, neben diesen Räubern und Plünderern, neben diesen an und für sich Unschuldigen, verführt und betört von den Aposteln des Moskowitertums, und ich sagte mir: „So groß ist das Menschenelend, so groß ist das Menschenelend!" Die Herde wurde in die Straße getrieben, in der das Gefängnis liegt, und hier schlossen sich hinter ihnen die Pforten.

Als ich nach dem Kaffeehaus zurückgekehrt war, kam Doktor Illés zu mir und fragte, ob ich Lust hätte, das

Gefängnis zu sehen. Wir gingen also hin. Da saß in einem Korridor auf dem steinernen Boden die gehetzte Herde, die ich eben gesehen hatte, eng beieinander, wie unlängst auf der Straße, als sie noch liefen. Feuchtigkeit und Schmutz dehnte sich von ihrem Sitzplatz über die saubere Betondiele hinaus. Eine alte Frau weinte, einige halbwüchsige Mädel jammerten, und ein alter Bauer erklärte dem Staatsanwalt, daß sie nichts getan hätten. In einer Ecke lag auf allen vieren der große Bauer, dem der lange und rasende Soldat ununterbrochen den Gewehrkolben zwischen die Schultern getrieben hatte. Es waren nämlich — und das ließ sich nicht leugnen — Menschen, die unter Bedeckung von Kosaken ihre eigenen Landsleute und deren Häuser ausgeplündert hatten. Doktor Andor Illés hat recht behalten mit seiner Anklage im Ruthenenprozeß: es wurde in der Monarchie eine „asiatische Saat" gesät, die jetzt mit den Wurzeln ausgerissen werden muß. Damit soll doch nicht gesagt werden, daß alle Ruthenen von dem Russentum angekränkelt sind; sehr viele sind treue Söhne der Monarchie geblieben und kämpfen heute mutig in den Reihen des vaterländischen Heeres.

Ich bekam noch andere Insassen des Gefängnisses zu sehen, von denen ich nur einen der Besonderheit wegen erwähnen will. Es war ein Mann aus Rußland. Vor zwei Jahren schon war er nach Máramaros-Sziget gekommen, und als die Russen nun erschienen, trat er als ihr Vertrauensmann auf, fuhr mit dem russischen Oberst in der Stadt umher und war überall in ihrem Dienste tätig. Nach dem Abzug der Russen wurde er sofort verhaftet.

Ob er gehängt wird, kann ich nicht sagen, aber es ist heute leicht, den Weg an den Galgen zu finden. Ich würde nichts dagegen haben, die Fratze dieses Mannes in der Schlinge zu sehen, denn ein mehr teufelähnliches Gesicht sah ich nie. Illés aber wird schon die Wahrheit herauskriegen.

Máramaros-Sziget, Oktober.

Der Verwundete

Vor dem Fenster, und gerade so gestellt, daß die Linien des herbstlich gefärbten „Hüttenberges" sichtbar waren, stand das Sterbebett des Verwundeten. Es lagen in demselben Zimmer noch vier andere verwundete Krieger und — wer anders als das Leben selbst hätte dies ausdenken können! — ein zehnjähriger Junge, der von einem Apfelbaum abgestürzt war und ein Bein gebrochen hatte.

„Weshalb sind seine Augen so rot?" frug ich einen von den Verwundeten, der, nach einem Armschuß beinahe hergestellt, im Spitalzimmer auf und ab ging.

„Er weint viel in den Nächten," antwortete er, „das Bein ist das erstemal nicht richtig zusammengewachsen und wurde deshalb noch einmal gebrochen."

„Was fehlt Ihrem Kameraden dort?" frug ich weiter und deutete auf den Kranken im Bette vor dem Fenster, der so gelb und todesähnlich aussah, daß ich mich nicht getraute, näher heranzutreten.

„Er ist," so antwortet sein Kamerad, „von Schrapnell-

kugeln im Rücken schwer verwundet, er ist durchlöchert, sozusagen, wie ein Sieb."

Nachdenklich schaute er dem Kranken, der auf seinem durchlöcherten Rücken fahl und still im Bette lag, ins Gesicht. Nachdem er ihn so eine kurze Weile angesehen hatte, sagte er ganz ruhig, nicht lauter und nicht leiser, als er sonst gesprochen hatte:

„Der macht es nicht lange mehr! Mit dem ist es aus!"

Entsetzt über diese Unbarmherzigkeit dem Tode gegenüber, trat ich schnell zu dem Bett des Kranken und beugte mich über ihn.

„Nicht wahr," sagte ich, „es geht Ihnen ja bedeutend besser? Sie sehen sehr brav aus, in einigen Wochen werden Sie schon auf den Füßen sein!"

Aber der Kranke antwortete nicht und doch schien es mir, daß seine großen fieberglühenden Augen voll Leben und Verständnis waren.

„Wo wurde er verwundet, ich meine in welcher Schlacht?" frug ich den Kameraden und der Kamerad wiederholte, die Stimme hebend, meine Frage. Er bekam aber keine Antwort, bis er dem Kranken noch näher trat und noch lauter frug. Dann plötzlich kam es mir vor, als hätte der Kranke die ganze Zeit sehr wohl verstanden, was wir gesprochen und gefragt hatten, aber er war mit seinen Gedanken anderswo gewesen, weit, weit weg. Vielleicht hatten ihn Fragen beschäftigt, die zuerst erledigt werden mußten, bevor er uns antworten könnte. Aber er wollte uns doch die Antwort nicht schuldig bleiben. Deshalb machte es den Eindruck, als erwache der Kranke

plötzlich, trotzdem seine Augen doch die ganze Zeit groß und glühend auf uns gerichtet waren.

„Wo ich verwundet bin?“ rief er also unerwartet mit einer unheimlich lauten und bodenlosen Stimme, in einem so reinen Deutsch, als spreche er von der Bühne des deutschen Nationaltheaters. „Wo ich verwundet bin?“ wiederholte er fragend, während seine Augen wie zwei unbewegliche Lichtkörper fortdauernd uns entgegenbrannten.

„Jawohl, jawohl, wo bist du verwundet?“ wiederholte der Kamerad, ebenso laut sprechend wie der Kranke.

„Im Kampf bin ich verwundet.“

„Ja, ja, aber wo?“

„Auf dem Schlachtfeld,“ sagte ich.

„Auf dem großen Schlachtfeld,“ rief er zurück und versuchte vergebens, den Kopf von dem Kissen hochzuheben.

„Ja, ja,“ tröstet der andere ihn, „das wissen wir, aber auf welchem Schlachtfeld? Ist es bei Lemberg gewesen?“

„Jawohl, bei Lemberg bei einer Maschinengewehrabteilung war ich; wir lagen im Graben, deshalb bin ich von Schrapnellkugeln im Rücken getroffen.“

Wir schwiegen alle. Nur der Kamerad des tödlich Verwundeten schüttelte noch einmal bedenklich seinen Kopf und wiederholte, um überhaupt was zu sagen, leise:

„Mit ihm ist es aus!“

Abwehrend heb ich die Hand gegen ihn. Aber ich vermag dem Kranken nichts anderes zu sagen, als was

ich ihm schon einmal gesagt habe, daß es ihm bald besser gehen würde. Jetzt antwortet der Verwundete:

„Gewiß, ja, es geht mir schon viel besser, ich fühle mich schon sehr wohl, mich dürstet nur, ich muß immer trinken. Wasser!“

Der Kamerad bringt es ihm sofort. Der Verwundete kann aber den Kopf auch jetzt nicht heben. Halb trinkt er, halb wird das kühle, lebenspendende Wasser durch den offenen Mund in ihn hineingegossen, und seine Kehle empfängt es gierig und unbeholfen, als wäre es nicht seine eigene Kehle, sondern nur ein Schlauch, der in sein Inneres führt, wo der verzehrende Brand wütet. Nachdem er getrunken hat, frage ich leise und scheu:

„Von wo sind Sie?“

„Aus der Bukowina.“

„Haben Sie Ihren Verwandten schreiben können?“

„Ich habe nur eine alte Tante, die nach Österreich geflüchtet ist, und ich habe ihr geschrieben, aber keine Antwort erhalten.“

Er schweigt einen Augenblick, dann sagt er zum Schluß:

„Ich habe mein Schicksal in die Hände des einzigen Gottes gelegt.“

Mehr sagt er nicht, und wir andern sind auch still.

Als ich das nächste Mal in das Spital kam, wurde gerade eine Bahre, mit einem weißen Tuch bedeckt, hinausgetragen. Es schien mir, daß die Bahre leer war, daß unmöglich etwas unter dem weißen Tuch sein könnte, auch weil die Träger so leicht trugen, als trügen sie nur

das weiße Leinentuch. Als aber die Bahre vorbeigetragen wurde, sah ich unter einer Falte des groben Leinwandtuches das wachsgelbe Todesgesicht des auf dem Schlachtfelde Verwundeten. Und als ich in das Zimmer trat, wo er vor dem Fenster mit der Aussicht nach dem „Hüttenberg" gelegen hatte, war sein Bett leer, und schon bereit, einen anderen zu empfangen.

Sátoralja-Ujhely, Ende Oktober.

Gefangene Feinde

Schon lange fuhren wir. Der Tag wurde Abend, und der Abend wurde Nacht. An vielen Stationen hatte der Zug gehalten, ohne daß ich mich darum kümmerte, wie lange wir hielten, und welche Namen die Stationen trugen. Ich schlief, in meinen Pelz gehüllt, den geduldigen Halbschlaf, den ein einsamer Reisender schläft, wenn er durch Zeit und Raum, fremden Kräften untertänig, sich fortbewegen läßt... Die Eisenbahnzüge hinter der Front dienen nämlich heute anderen Zwecken als der selbstherrlichen Beförderung bürgerlicher Passagiere, und außerdem fahren in diesen Tagen nicht viele Menschen auf der Strecke von Ungarn nach Galizien. Ich war also einer dieser wenigen, und in Mezö-Laborc, der galizischen Grenzstation, hatte ich eine neue Fahrkarte zu lösen. Ich werde wach und gehe hinaus. Viele Züge stehen auf den Gleisen. Links flammt das Feuer einer Soldatenküche kriegerisch rot in der Nacht. Dort habe ich nichts zu tun. Rechts, hinter den waggonbeladenen

Gleisen, vermute ich den Bahnhof. Ich merke mir die Nummer meines Wagens und schlage die Richtung nach dem Bahnhof ein. Dort angekommen frage ich einen übernächtigen Beamten, ob es hier eine Restauration gäbe. Er schüttelt den Kopf: „Nein!" Aus dem Stationsgebäude kommt mir ein Offizier entgegen und sagt, der Wirtschaftsbetrieb wäre aus hygienischen Rücksichten geschlossen worden. „Sie können aber mit uns essen und trinken, wenn es Ihnen recht ist!" Dankend nehme ich den freundlichen Vorschlag an. „Herz!" ruft der Offizier, „Herz, wo steckt Herz?" Ich weiß nicht, weshalb mir dieses Wort auf der nächtlich öden, nur mit unendlichen stummen Trains bevölkerten Station so seltsam in den Ohren klingt, und es ist mir geradezu eine Erleichterung, daß Herz nicht antwortet. Was hat hier ein Herz zu tun? denke ich. Wozu? — —

„Wo, zum Teufel, steckt er nur?" brummt der Offizier. „Na, schön, ich werde Sie selbst bis zur Küche begleiten." Wir gehen an den Gleisen entlang, und ich bemühe mich, wie ich es immer tue, nicht in die Kalkschicht zwischen den Schienen zu treten, als vermiede ich damit die Berührung mit der Cholera ... Die Küche ist unter einem Halbdach aufgestellt. In tonnengroßen Kesseln kocht Fleisch. Es duftet wohltuend, und doch verspüre ich kein Verlangen danach. Ich lehne ab, verspüre weder Appetit auf Suppe, noch auf Gulasch. An einem der roh zusammengezimmerten Tische stehend, trinke ich Tee mit Rum aus einem großen Krug, und bei jedem Schluck fühle ich, wie meine Eingeweide mir dafür danken. Ich beeile mich. Der Offizier bemerkt es, er bittet mich,

ganz ruhig auszutrinken und bietet mir einen zweiten Krug voll an. „Ich tue es," sagt er, „sogar auf die Gefahr hin, daß Sie ein Russe sind." „Herr Oberleutnant!" antworte ich und greife in die Tasche nach meinen Papieren. „Es ist ja nur Spaß," wehrt er lachend ab. „Ich wollte nur damit sagen, daß auch die Russen bei uns bewirtet werden!" „Nein, Herr Oberleutnant, bitte schön!" Er liest meine Legitimation und wiederholt lächelnd seine Entschuldigung. „Wir haben übrigens soeben einen Zug mit 500 gefangenen Russen hereinbekommen. Ich weiß aber nicht, wo der Zugkommandant bleibt," fügt er erklärend hinzu. Ich trinke weiter und freue mich über das warme Getränk, das Zweifel und Furchtsymptome, die bekanntlich im Magen hausen, so leicht und huldvoll beseitigt. In der großen Küche wirtschaften Soldaten vor den Kesseln, und ich fühle, daß sie die Küche mit einer Inbrunst lieben, die nur der versteht, der selbst gelegentlich nicht satt geworden ist. Der Oberleutnant, der zugleich die Funktionen des Stationskommandanten erfüllt, erkundigt sich nach dem Speisezettel. Es gibt Gulasch für einen Teil der Mannschaften und Kaffee und Brot für die anderen.

„Jessas, du hier, alter Freund!" ruft der Oberleutnant plötzlich einem Offizier entgegen, der schnell in die Küche eingetreten ist. Sie schütteln einander beide Hände. Es macht auf mich den Eindruck, als hätten sie sich umarmen wollen, es aber aus Scheu vor dem Fremden nicht getan. „Wo bist du denn so lange gewesen? Ich dachte schon, ich würde dich nie wiedersehen!"

„Draußen war ich," antwortet der Kamerad. „Ich bin eben mit einem Transport Russen hier angekommen." „Ah so, deshalb also!" Ich höre nicht weiter, was die beiden Offiziere miteinander sprechen. Nach einer Weile gehen wir, um uns die Russen anzusehen. Die Tür in dem großen Kastenwagen wird zur Seite geschoben, und ein Soldat leuchtet mit der Laterne hinein. Auf den Holzpritschen liegen sie reihenweise unter ihren moosfarbenen Mänteln, die so gut mit der Farbe der Erde und des herbstwelken Rasens übereinstimmen. In polnischer Sprache ruft man ihnen zu: „Aufstehen! Tee! Brot!" — Schüchtern und ungläubig heben sie die Köpfe. Auf den Gesichtern lese ich die Spuren des Krieges: Strapazen, Fatalismus, innere Leere. Die Züge sind jetzt schlaff und doch von tiefen Linien durchfurcht, besonders um den Mund. Beinahe alle scheinen sie von athletischem Körperbau zu sein. Oder sind es die hohen Rohrstiefel, grau von Schlamm und Staub der Schlachtfelder, die diesen Eindruck großer Dimensionen hervorrufen? Ich erinnere mich, einmal mit einem Offizier gesprochen zu haben, der diese Behauptung aufstellte. Ob Schein oder Wirklichkeit ... sie sind jedenfalls jetzt aus ihren Reihen gerissen, aus ihrem eigenen Truppenkörper mit Bajonett und Blei herausgeschnitten; sie sind amputierte und tote Glieder, nur noch gewesene Soldaten, Gefangene, also nicht mehr als hungrige, müde und waffenlose Sklaven. Sie glauben zu träumen, glauben Fieberphantasien zu erleiden, als sie Worte wie: „Tee!" und „Brot!" hören. Aber wieder und mit befehlendem Nachdruck dringt der

Appell an den, ach, so ausgehungerten Magen zu ihnen. Einige sitzen schon, schlaftrunken, aufrecht auf den Holzpritschen, sitzen schwer mit dem ganzen Gewicht des Körpers, als hätten sie keine Beine mehr. Aber plötzlich begreift einer, daß er noch lebt, und daß man ihm das Recht auf Leben über diese Nacht hinaus bietet. Mit einem Ruck erhebt er sich und geht taumelnd die vier, fünf Schritte, die ihn von der Wagentür trennen. Hier kniet er nieder, geblendet vom Schein der Laterne, der gerade in seine weit aufgerissenen Augen hineinfällt. Er streckt den einen Arm bittend, nein, flehentlich bettelnd aus; zuerst den einen, dann hebt er beide Arme, und halblaut und leidenschaftlich, aus entsetzlicher Furcht, daß sein Wunsch nicht erfüllt werden könne, tönt es von seinen demütigen Lippen, wie das erste Wort des Gebetes, das er von seiner Mutter gelernt hat: „Chleb! ... Chleb!...“ „Brot!... Brot!“ Und jetzt ist er nicht mehr allein. Hinter ihm knien andere, oder sie stehen, vornübergebeugt, mit ausgestreckten Händen, geblendet vom Schein der Laterne, und alle wiederholen dasselbe Wort: „Chleb!... Chleb!“ Einer von den Unseren hat einen Brotlaib in der Hand. In einem Nu ist er in Stücke zerschnitten, und die Stücke werden von den ausgestreckten Händen ergriffen. Zögernd schließen sich die Finger um das Brot, zögernd zieht sich die Hand zum Körper zurück, zögernd hebt sie sich dem Mund entgegen, dessen Lippen das soeben ausgesprochene wunderbare Wort „Brot!“ noch festzuhalten scheinen. Und erst nachdem die armen, verschmachtenden Lippen das teure und heilige Brot innig und liebevoll ge-

küßt haben, erhebt sich der gefangene Soldat und kehrt, um den Kameraden Platz zu machen, zu seiner Holzpritsche zurück.

„Sollen wir ihnen auch das Fleisch geben?" redet der Stationskommandant vor sich hin, als wäre er überwältigt vom Anblick des gefangenen Feindes. „Wir haben Gulasch für einen Teil der Mannschaften und Kaffee und Brot für die anderen." Niemand antwortet. Endlich sagt der Kommandant des Gefangenentransportes: „Ich glaube, Kaffee und Brot genügen. Hinter mir rollt nämlich ein Zug mit Verwundeten!"

Mezö-Laborc, Ende Oktober.

Am San

Als ich erwachte, war ich jenseits der Karpathen. Der Zug ging langsam zwischen den sanft auslaufenden Hügelreihen vorwärts. Dies war Galizien, das Land des Krieges. Hier und da ein kleines Haus. In der Tür eine Frau nach dem Zug schauend; auf dem kahlen Acker zwei fleckige Kühe von einem barfüßigen Jungen gehütet, ganz wie sonst, wie im vorigen Herbst und im vorvorigen. Aber an beiden Ufern eines Flusses bauten Soldaten eine Holzbrücke. Die alte war gesprengt worden und taugte nicht mehr, und jetzt waren also Pioniere dabei, eine neue zu bauen. Wenn einst viele Jahre vergangen sind und die neue Brücke alt geworden ist, werden alte Leute noch immer, um diesen, unseren Herbst 1914 näher zu bezeichnen, etwa sagen: „Als die

Soldaten die neue Brücke hier über den Fluß bauten ... ließen wir noch im November die Kühe auf den welken und feuchten Flußwiesen weiden ... Von Milch keine Rede, aber sie überlebten es!"

Nie war Galizien ein reiches Land, jetzt aber ist es ärmer denn je, weil der Krieg hier die Felder und Wiesen blutig geweidet hat. Ein halbentvölkertes und ganz verarmtes Land, das ist Galizien heute. Selten taucht in der wellenförmigen Landschaft ein Herrenhaus auf. Wohnt hier noch eine Herrschaft? Ich sehe zwischen dem braungelben Eichen- und Pappellaub die mattfeuchten Fensterreihen, aber ob hinter ihnen Öfen brennen und Menschen leben, kann ich nicht sagen. Doch ja: die Schornsteine sind kalt und ohne Atem. Es sind also leere Herrenhäuser mit geschlossenen Türen und ausgelöschten Herden. Nur die hundertjährigen Eichen, die unbestimmbaren Pappeln und die ewig jungfräulichen Birken sind geblieben, sind noch immer da, wie zur Zeit der Großeltern. Weshalb berührt ein verlassenes und ausgestorbenes Herrenhaus mich schmerzlich und unsagbar wie eine tote Liebe? Ich weiß es nicht und kann es nicht sagen! Es sind aber viele verlassene und ausgestorbene Häuser, und nicht bloß Herrenhäuser, in diesem Land des Schmerzes.

In Wielopole vor Zagórz sehe ich eine Art Häuser, die ich nie zuvor gesehen habe. Ich weiß aber, daß es die Bohrtürme der Naphthagruben sind, weil ich einen Brief an einen Petroleumsmenschen in Wielopole habe. Sie sehen aus wie ein alemannisches Bauernhaus, das, die rechten Dimensionen verlierend, in die Luft gegangen

ist, ein verwachsenes Haus, das, unbekümmert um die Breite, sich nur aufwärts gedehnt hat. Aber auch diese Giraffenhäuser schauen leer und unbewohnt über das fahle Land hinaus, und ich sage mir, daß ich in der Petroleumstadt nichts zu suchen habe. Besonders in Zagórz sage ich es mir eindringlich, weil es hier weder Wagen noch Menschen gibt, die zu meiner Beförderung und zu der meines Gepäcks dienen können. Ob der Zug weiter nach Sanok fährt, kann mir auch niemand sagen, und ich weiß schon aus Erfahrung, daß ich es vielleicht niemals erfahren werde. Ich stelle mein Gepäck und mich selbst im fußhohen Schlamm vor dem Bahnhof auf. Neben mir liegen auf dem Perron in ihren Bahren zwei verwundete oder kranke Soldaten mit grauen zusammengefallenen Gesichtern. Niemand kümmert sich um sie, und sie liegen still und teilnahmlos da, als wären sie damit einverstanden, sich nicht um andere zu kümmern, wie andere nicht um sie. Auch ich gehe meinen eigenen Gedanken nach, bis es mir klar wird, daß ich hier auf dem Perron neben den zwei verwundeten oder kranken, eher kranken Soldaten nicht stehenbleiben kann. „In Sanok werden Sie bessere Unterkunft finden als hier," sagt mir ein Verkehrsbeamter. Auf dem ersten Gleis steht ein mit ungarischen Gendarmen bemannter Zug. Ich habe eine Schwäche bekommen für die ungarischen Gendarmen, aber ich kann leider mit ihnen nicht sprechen. Vor dem Zug stehen zwei österreichische Offiziere. Ich trete heran: „Herr Hauptmann, gestattet zu fragen, ob Sie mit diesem Zug nach Sanok fahren?" „Soviel ich weiß, ja!" „Darf ich in diesem Fall mich und

mein Gepäck in Ihrem Waggon unterbringen?" „Selbstverständlich!" Ich tue es. Die Gendarmen machen unwillig Platz. Ein Offiziersbursche wirft mein Sack und Pack in den Korridor hinaus. Ich schweige, obschon es mir Mühe kostet. Vor dem Fenster und den zwei österreichischen Offizieren erscheint unerwartet ein Rittmeister: „Pardon, meine Herren, ich bin der Zugkommandant!" Das Gesicht des Zugkommandanten ist zornig und von harten Linien gefurcht. Er ist sofort wieder davon. Ich steige aus. „Was meint er?" frage ich die beiden Offiziere. „Wir sind selbst fremd hier," antworten sie verlegen, und ich muß lächeln, weil sie sagen, daß sie hier fremd sind und auch, ebenso wie ich, nur Passagiere in dem Zug, der vielleicht nach Sanok geht. Ich steige also wieder ein, nach mir die beiden Offiziere. Der Zug setzt sich in Bewegung. Endlich steigt der Rittmeister auch ein. „Herr Rittmeister!" sage ich und hole meine Papiere aus der Tasche, „gestatten Sie, daß ich mitfahre?" Er liest. „Selbstverständlich, aber Ordnung muß sein!" Er gibt mir die Hand und sagt, wer er ist. Also Rittmeister bei den ungarischen Gendarmen, obschon er eine graue Uniform statt der dunkelgrünen trägt. Wir sprechen von seinen Gendarmen. Er führt eine Abteilung zum Dienst ins Feld hinaus. Je mehr er von ihnen spricht, desto mehr scheint es mir, daß die wilden und harten Züge seines Gesichts sich mildern: 20000, ein halbes Korps, ausgediente Männer, bestes Material. Ich verstehe ihn. Habe ich doch die paar Gendarmen gesehen, die gegen die Russen von Körösmező an bis Máramaros-Sziget kämpften...

„Nicht Wasser trinken, soll ich ihnen sagen, damit meine Prachtkerls nicht zugrunde gehen!" fährt er fort. „Was sollen denn sie, ich bitte schön, wie die anderen auch, trinken? Es geht einen halben Tag, nun, einen ganzen Tag, schließlich trinkt man doch — das Wasser unseres San." Er deutete auf den Fluß, der neben dem Gleis strömt. Das war der San, um dessen Ufer unweit in nordöstlicher Richtung so erbittert gekämpft wird. Vor uns, sich einer weiten Hügelseite anschließend, liegt die Stadt Sanok mit weißen Häusern in dem kühlen Herbstlicht. Der Rittmeister drückt meine Hand: Einen Gruß an die deutschen Brüder!

Wieder stehe ich auf einem Perron, diesmal ist es Sanok. Die Gendarmen sind in zwei langen Reihen aufgestellt. Die schwarzgrünen Hahnenfedern wehen über den runden Hüten. Der älteste Unteroffizier ruft die Namen, und allmählich klingt es aus der Reihe zurück: Hier! Hier! Es kommt aber auch vor, daß niemand antwortet, daß kein „Hier!" bei dem Appell zurückgegeben wird. Eine kleine Pause. Der Unteroffizier macht ein Zeichen in sein Notizbuch, und er liest weiter, bis es kund geworden ist, wer da ist und wer nicht. Unwillkürlich suchen meine Augen den Rittmeister, ich finde ihn aber nicht, richtiger, ich erkenne ihn nicht sofort in dem dunkelgrünen Mantel und dem runden Hut mit den raufsüchtigen Hahnenfedern. Doch er ist es. Nur sind die Linien in seinem Gesicht noch tiefer und härter und wilder als zuvor. Er geht vor der Front auf und ab. Plötzlich bleibt er stehen. Straff und trotzig steht er auf den bestiefelten Füßen, die Hand den Säbel-

griff umklammernd. Jetzt spricht er. Ich verstehe nicht, was er sagt, sehe nur, daß er noch blässer ist als zuvor, und daß die Hahnenfedern bei jedem Wort zittern. Nachdem er seine Ansprache beendet hat, bleibt er noch einen Augenblick stehen, fest seinen Leuten in die Augen schauend, und fängt dann wieder an, schweigsam vor der Front auf und ab zu gehen.

„Was sagte er?" frage ich einen jungen Honvedoffizier, der, ich weiß nicht woher, neben mir steht. „Er sagte," antwortet der junge Honvedoffizier: „Kameraden! Bei dem Appell fehlten zehn Mann. Zehn von uns haben bei dem Appell nicht antworten können. Wir wissen, daß sie sich nicht ergeben haben, sondern daß sie sich mit dem kalten Bajonett, nachdem die letzte Patrone verschossen war, gewehrt haben. Wenn bei dem nächsten Appell wieder jemand von uns fehlen sollte, hoffe ich, daß wir von ihm dasselbe sagen können: Die letzte Patrone und dann das kalte Eisen!"

Sanok, Ende Oktober.

Auf dem Geleise

In Sanok ist auch keine Stätte für mich gewesen. Mein Haus und Heim habe ich nur auf dem Gleis und in dem, was darauf rollt. Allmählich kümmere ich mich deshalb weniger darum, wohin die Züge gehen, und ob sie gehen oder stehen. Mit einer gewissen Befriedigung erinnere ich mich daran, daß es mir einst in Friedenszeiten als wichtig erschien, genau zu wissen, in welcher Richtung

mein Zug abfahre. Jetzt ist es mir egal. Alle Wege führen nach Rom! Ob sie es tun? Jedenfalls sitze ich in einem Kupee, das die Signatur erster Klasse trägt und noch einige kaum erkennbare Spuren vergangener Hoheit offenbart, wenn man danach forscht. Es scheint mir, daß ich seit undenkbaren Zeiten auf dem Gleis lebe. Meine Gedanken, Gewohnheiten, Sinne und mein Äußeres, besonders mein Äußeres, sind danach gestimmt. Ich habe einmal von einem schwarzen Pudel gehört, der sogenannte Bahnpudel war es, der sein Leben als freier und herrenloser Eisenbahnturist verbrachte. Nein, ich sehe von diesem Bild ab! Ich möchte lieber sagen, daß ich mir wie ein dunkler Himmelskörper vorkomme, der, von einer blutigroten Sonne angezogen, plötzlich aus seiner Bahn gerissen wird, um eiliger und eiligst, hell aufleuchtend, die riesigrote Sonne zu umschreiben und wieder dunkel und ausgebrannt in den leeren und namenlosen Raum zu verschwinden. So ungefähr durchziehe ich die Transversalbahn dicht hinter der Front in Galizien. Die Schnelligkeit ist unwesentlich und, wie alles auf der Erde, nur relativ. Hauptsache, daß ich mich bewege und nicht zusammenstoße.

Ich wollte eigentlich heute im Kupee nebenbei wohnen, aber ein Hauptmann hatte sich schon häuslich einsam dort eingerichtet und war über meine Gesellschaft nicht erbaut. Es ist sein Recht, in schlechter Laune zu sein. Ich entferne also meinesteils aus dem zweiten Kupee zwei andere Zivilisten mit großen Bündeln, die ebenso gut zweiter Klasse fahren können. Als Ersatz erhalte ich einen jungen Sanitätsoffizier. Er hat nur einen kleinen Ruck-

sack mit. Aus diesem holt er Brot, Mineralwasser und Salami hervor. Er trinkt aus der Flasche, schneidet Brot und Salami mit dem Taschenmesser, ißt mit den Fingern und kaut nachdenklich, alles ebenso ruhig und natürlich wie ein Landarbeiter, der die Sense weggelegt hat, um seinen Leib zu stärken. Wir verstehen einander sofort: Ob ich nicht ein Stück Salami haben will? „Nein, danke schön, ich habe selbst zwei Meter Salami im Sack!" Er nickt bestätigend und kaut weiter. Ich störe ihn nicht. Allmählich wird er satt. „War die ganze Zeit in Przemysl," bemerkt er, während er ein Streichhölzchen als Zahnstocher zurichtet. „So?" „Jawohl, die ganze Zeit! Die Züge gehen noch nicht, bin mit Wagen gekommen. Ganz eigentümlich, wieder draußen zu sein!"... Ich nicke bejahend und stelle hier und da ganz neutrale Fragen, während er erzählt. Die Fragen sind überhaupt verpönt, und stellt man trotzdem welche, muß es mit Takt geschehen. Er erzählt also: Ja, es hätte uns schlimm gehen können. Die Festung nehmen, allerdings, es ist eine Sache, nicht so einfach. Aber sehen Sie, was macht man ohne Proviant? Die Russen haben mit Vorliebe ihr Feuer gegen unsere Proviantspeicher gerichtet. Ganz genau wußten sie Bescheid. Selbstverständlich wurden Maßregeln getroffen, aber trotzdem, Gott sei Lob, nichts ist geschehen. Immerhin, geschossen wurde reichlich, ununterbrochen von beiden Seiten. Während des Sturmes donnerten die Kanonen in 72 Stunden ohne Aufenthalt, viel mehr, es war ein einziges zusammenhängendes Donnern, ununterbrochen in 72 Stunden, genau als schwebe eine gewaltige Wespe summend über der Festung.

Es war schön, das Aufleuchten der Schrapnells in der Nacht zu sehen. Man gewöhnt sich auch an so was, und hat man Zeit, zum Beispiel wenn man nicht schlafen kann, fängt man an, Betrachtungen anzustellen. Der Mensch ist ja nun mal, trotz allem, ein denkendes Wesen. Ich weiß nicht, wie viele plötzlich aufblühenden Schrapnells ich in einer Nacht gezählt habe. So viele, daß ich sie schließlich zu zählen vergaß und nur jedesmal aufpaßte, wo sie explodierten und wie sie sich dabei gebärdeten. Zuerst denkt man ja nur an Explosion, Feuer, Rauchwolke und ähnliches, allmählich aber drängen andere Bilder sich auf, ästhetisch angehaucht sozusagen. Hier lächelte der Sanitätsoffizier halb verlegen und entschuldigend. Nun, weshalb nicht! Die Sache ist nämlich, daß, wenn man, mit der ganzen Aufmerksamkeit darauf gerichtet, ein und dasselbe Ding betrachtet, der Vorstellungskreis sich erweitert. Da blüht nun zum Beispiel ein Schrapnell auf dem dunkeln Himmelsgewölbe auf. Ich weiß ja schon längst, was es tatsächlich ist, bin aber von der Tatsache müde, gelangweilt, wenn Sie wollen. Schön! Ich sage mir also: Feuerwerk ist es, Feuerwerk in der Nacht über einem See. Ich habe einst so was gesehen, komme deshalb ganz von selbst darauf. Allmählich spuken die Explosionen in allen Farben auf, alle Stufen von Gelb, Grün, Lila, Blau, ja sogar Rot sind da. Einen Augenblick stehen sie da unbeweglich, dehnen sich mit einem Ruck aus und verfließen und vertönen sich sanft in die Dunkelheit, als wäre nichts gewesen. Man sehnt sich geradezu nach der Wiederholung und was sie geben wird. Da ist sie! Diesmal scheint es mir eine

schwefelgelbe, leicht rötlich benetzte Blume zu sein, die, den Kelch zur Erde geneigt, sich entfaltet — ganz richtig: eine herbstliche Georgine —, sich entfaltet und zerstäubt. Bei diesem Bild habe ich lange verweilt. Die Georgine hat mich sehr gefesselt, vielleicht des weiblichen Geschlechts wegen ... Das ist auch so eine Sache ...

Der Sanitätsoffizier räuspert sich und holt ein Paket Zigaretten aus seinem Sack: Bitte schön! Mit Tabak dagegen sind wir gut versorgt: 28 Stück täglich! Auch sonst haben wir bis jetzt, was Proviant betrifft, keine Not gekannt. In der Festung sind ja nicht viele Zivilisten gewesen. Wir anderen waren an Ort und Stelle, wo wir sein sollten. Die Verpflegung hatten wir in der Menage, ausschließlich in der Menage. Das wurde sehr genau innegehalten. Ein Soldat, besonders in einer Festung, soll in der Menage essen ... Selbstverständlich haben wir meistens anderes zu tun gehabt, als Betrachtungen über dies und jenes anzustellen, und gewöhnlich schläft man ja, wenn Zeit zum Schlafen ist. Ein paarmal haben wir sogar reichlich viel zu tun gehabt, aber wir haben es jedesmal leisten können ... Da schickt uns der Bulgare Dimitriew einen Brief ... Der Sanitätsoffizier zieht aus der Tasche einige weiße Plakate: Hier habe ich die Zumutung des Herrn Dimitriew und die Antwort des Festungskommandanten in Urtext! Dann haben wir erst recht aus dem Leder gezogen. Kolonnenweise haben wir die Russen niedergemäht. Neue und wieder neue Kolonnen stürmten über die Gefallenen hinweg, bis auch sie schön still geworden sind. 40 000 Mann sollen da hingeopfert worden sein. Sie lagen haufenweise in

den Drahtverhauen. Als wir später draußen waren, um unsere zu holen, hörten wir sie schreien. Tagelang haben wir sie schreien hören, aber es ist ausgeschlossen gewesen, nahe heranzukommen, so gern wir es sonst getan hätten. Erst nachdem die Russen sich von der Festung zurückgezogen hatten, haben wir die Leichenhaufen beerdigen können — und passen Sie mal auf: in einem Haufen haben wir einen verwundeten russischen Unteroffizier gefunden, der fünf Tage da gelegen hatte und noch lebte. Er wollte nicht sterben, muß sich gewaltig gesträubt haben, klein beizugeben. Hinter einem anderen Haufen lag ein russischer Offizier, dem das ganze Kinn weggerissen war. Er war, so konnten wir sehen, eine ungeheure Strecke gekrochen, nun, etwa zwanzig Schritte im ganzen. Unterwegs hatte er verschiedentlich Pausen gemacht, bis es aus war. Er lag halb auf der Seite, und ich sage Ihnen, allerlei Wunden sieht man ja, aber diese: ein großer blutiger Schlund ohne Lippen, Zähne und Zunge...! Der Sanitätsoffizier löscht sorgsam gegen die Fensterscheibe das Feuer der ausgerauchten Zigarette und lehnt sich in die Ecke zurück. Ich bemerke dabei, daß er sehr müde sein muß, ohne daß er es selbst deutlich empfindet. Seine Augen haben den Ausdruck des Krieges. Sie sind groß und sehr blank mit erweiterten Pupillen, als wären sie mit Belladonna getropft. Die Wangen brennen heiß. Sonst ist er sehr ruhig und macht einen ganz normalen Eindruck auf mich. Er ist ein Mann, der in seinem Beruf arbeitet und sich ruhig und sachlich darüber unterhält. Nichts Besonderes ist los! Er schaut sich um, langt langsam nach einer wollenen

Decke aus, entfaltet sie und deckt sich damit zu. Dann blinzelt er ein paarmal mit den schweren Augenlidern zu mir hinüber, schließt die Augen und schläft sofort wie ein Stein.

Meine Gedanken ziehen aber die weiten Wege des Lebens vorwärts und zurück, auf und ab. Mir begegnen Menschen, die ich kenne und liebe, und die jetzt so fern sind, und die mich kaum erkennen würden, wenn sie mich plötzlich sähen, so wie ich jetzt aussehe. Ich betrachte den schlafenden Offizier mir gegenüber, und ich fühle mich mit einem Male selbst unendlich müde ... Wir halten bei einer Station. Ich lese mechanisch: Krosno, und erinnere mich plötzlich daran, daß ich diesen Namen schon gehört habe, und daß ich vielleicht auf 24 Stunden dem Gleis und was darauf rollt, untreu werden kann. Ohne weiter zu denken greife ich nach meinem Gepäck und überlasse den Zug und meinen Gefährten ihrem ungewissen Schicksal.

Krosno, Ende Oktober.

Im Bezirk der Erdölquellen

Die Stadt liegt etwa zwei Kilometer vom Bahnhof entfernt. An der rechten Seite der Stationsstraße zieht sich eine Reihe meist leerer Häuser hin. Links ist der Marktplatz; darauf stehen Zelte, gruppenweise und einzeln. Feldküchen und Feldbäckereien arbeiten im roten Schein des Herdfeuers. Dazwischen bewegen sich die Soldaten in ihren silbergrauen, etwas verwitterten

Mänteln, die nach dem Rauch der Feuerstätten und dem kühl verschleierten Spätherbsthimmel abgestimmt zu sein scheinen. Ganz im Vordergrund stehen, dumpf und ergeben, lange Reihen von Kühen und Ochsen. Rechts an der Straße verkaufen schwarze Mädchen und Männer mit Ohrenlocken Würste, Obst und rote und weiße Getränke. Sie bieten, sorglos lächelnd, ihre Waren feil, als wären die Russen nie hier gewesen, als wären niemals Kosakenpatrouillen in leibhafter Gestalt durch diese Straße geritten — um nimmermehr wiederzukehren. Wie schnell vergißt der Mensch, wie schnell vermag seine geschmeidige Natur sich einer jeden neuen Lage anzupassen!... Ihr Männer mit den Ohrenlocken, seid auf der Hut! Vielleicht sind Blei und Stahl schon unentrinnbar für euch gegossen und geschmiedet! Und ihr, ihr schwarzen Mädchen, lächelt nicht so sehnsüchtig mit den erosgezeichneten Lippen! Dort, jenseits der heißen Feuerstätten und regengebleichten Zelte, dort, jenseits der ersten Sterne des östlichen Abendhimmels, werdet ihr als gelobtes Land gepriesen, verteilt man euch mit verheißenden Worten unter wilden Kriegern mit Patronenreihen quer über der Brust und Peitschen in den von Pferdemist riechenden Fäusten!... Der Krieg wogt hin und her, er steigt und fällt wie Flut und Ebbe in diesen heißumstrittenen Gefilden, wo sie kämpfen, ein Mann gegen drei, um sich selbst zu schützen und dem Freunde im Norden den Rücken zu decken...

Der Weg nach der Stadt dünkt mich endlos. Vielleicht, weil ich im voraus fühle, daß er vergeblich sein wird?... Ich komme über einen Fluß, der eilig strömend in das

Kampfgebiet des nahen Ostens führt. Auf der Brücke rasen zwei Militärautos mit hoch aufspritzenden Rädern an mir vorüber. — Boten von dort! denke ich. Ja, Boten müssen's gewesen sein; schon sind sie, die mit allen Pferdekräften, den Kot aufwühlend, einen Befehl oder eine Nachricht zu bringen oder zu holen haben, meinen Blicken entschwunden. Wäre das Auto nicht dagewesen, jetzt hätte man es erfinden müssen. Es zeigt, besonders im Kriege, viel zuverlässigere Eigenschaften als selbst das beste Pferd, und man könnte glauben, daß es auch eine Seele besitzt. Jawohl, es muß, das hat es nun bewiesen, von einem guten Kriegsgeist erfüllt sein, der seine Tugenden mit der Größe der Aufgaben wachsen läßt. Vielleicht von demselben Geiste, der die indischen Kriegselefanten in der Alexanderschlacht beseelte ... Aber ich sehe ein, daß es müßig ist, darüber nachzudenken, und gehe weiter, bis ich mitten in der Stadt bin.

Ich stehe vor einem Gasthaus und läute an der Tür, lange und nachdrücklich. Vergebens. Obwohl ich gänzlich unmusikalisch bin, fühle ich mich plötzlich als Komponist und improvisiere allerlei Motive auf der elektrischen Glocke. Dann mache ich, gerührt und überwältigt von meinem neu entdeckten Talent, eine Pause, in der ich die alten Bogengänge vor den Häusern betrachte: polnische Bauwerke, die vielleicht den letzten polnischen König noch gesehen haben.

Leise schleicht die Abenddämmerung unter die jahrhundertealten Gewölbe, ich aber weiche und wanke nicht von der Glocke, als gälte es um den Preis meines Lebens, den Geist des toten Gasthauses hervorzuzaubern.

Hier und da geht ein Mensch durch die Straße. Sein Schritt verhallt, und wieder wird es still unter den düstern, kalkgetünchten Bogen. So still wird es, daß ich höre, wie jemand leise und vorsichtig die Treppe des Gasthauses heruntersteigt. Unendlich langsam, so, als wisse er noch nicht, ob er drinnen bleiben oder aus dem Hause treten solle, dreht der Unbekannte hinter der Tür den Schlüssel im Schlüsselloch um. Er tut es so peinigend langsam, daß ich mich bezähmen muß, mich nicht zu bücken, um genau zu verfolgen, wie der Mechanismus eines Schlosses sich verhält, wenn er so quälerisch behandelt wird. Endlich geht die Türe auf, und ein kleiner, giftig aussehender Mann mit aufgedunsenem Leib, in der Hand einen dünnen Bambusstock, steht vor mir. Unsagbar gelangweilt sieht er mich mit seinen kleinen Augen an, während er mit der Hand, abwechselnd drückend und nachgebend, die Biegsamkeit des Rohrstockes prüft. Ich muß etwas sagen! So stumm können wir zwei uns nicht gegenüberstehen. Ich frage also: „Kann ich ein sauberes Bett bei Ihnen bekommen?“ Die Antwort ist Schweigen. Ich fühle, daß das Blut in mir zu kochen beginnt. „Haben Sie ein Zimmer mit heizbarem Ofen?“ Mich mit den ekelhaft giftigen Augen verächtlich messend und die Biegsamkeit seines Spazierstockes noch herausfordernder prüfend, erwidert er endlich: „Ich habe weder ein sauberes Bett, noch ein heizbares Zimmer — für Sie!“ ... Ich bemühe mich, bemühe mich sehr, höflich und verständnisvoll zu lächeln, und bleibe ruhig auf demselben Fleck stehen, auf dem ich die ganze Zeit stand. Die Tür wird heftig und laut zugeworfen, und ich bin

wieder allein unter den dunklen Bogen, die Könige und Ritter ohne Zahl und auch mich und den kleinen Mann gesehen haben, von dem ich nur weiß, daß er keine Ohrenlocken trug und nie welche getragen hat.

Mir fällt ein, daß ich dicht neben der Station die Schornsteine einer Petroleumraffinerie bemerkt hatte. Dorthin will ich gehen.

Die Raffinerie liegt neben der Station, durch mehrere Gleise mit ihr verbunden. Von weit her sieht man die hohen Schornsteine über die gedrungenen Leiber der Zisternen und Maschinengebäude emporragen. — Gehen Sie ruhig hinein, wo Sie nur eine Raffinerie sehen, auch wenn sie uns nicht gehört! hatten meine Petroleum-Freunde gesagt. Die Raffinerie in Krosno gehört ihnen nicht. Dennoch wage ich einzutreten, nachdem ich dem toten Gasthaus und seinem Gespensterwirt den Rücken gekehrt habe. Im Büro finde ich zwei junge Leute, die fast nur Polnisch sprechen. Sie erklären mir, der Direktor wäre auf Reisen. Ich will es nicht glauben. Sofort wird mir angeboten, die Bestätigung durch das Telephon zu erhalten. Ich habe aber, besonders in Kriegszeiten, Angst vor Telephonapparaten, obendrein, wenn sie fremde Sprachen sprechen. Die beiden jungen Leute tuscheln miteinander, und ich höre heraus, daß der Direktor in aller Ruhe bei sich zu Hause sein Nachtessen einnimmt. Ich verabschiede mich und gehe vor dem großen Verwaltungsgebäude auf und ab, bis er in Sicht kommt. Er ist Pole, spricht aber gut Deutsch, was selbstverständlich ist, wenn man die Ausbildung eines Ingenieurs besitzt! Nach ein paar ein-

leitenden Worten sage ich: „Ich möchte mich gern waschen und eine Weile schlafen. Es ist zwar eine fremde Raffinerie, aber meine Freunde gaben mir hier dieses Empfehlungsschreiben mit. Bitte schön . . .“

Ob ich sonst noch etwas Schriftliches hätte?

„Jawohl!“ und ich zeige meinen von einem hohen Beamten ausgestellten Geleitbrief, der mir schon unschätzbare Dienste erwiesen hat, und für den ich dem Schreiber den tiefsten Dank schuldig bin. Auch jetzt versagt der Brief nicht. Das Büro des Direktors wird zu meiner Verfügung gestellt. Die Jünglinge heizen eifrig den Ofen, man geleitet mich in einen Baderaum, den ich als neugeborener, lebensfroher junger Mann verlasse . . . Immerhin, es fehlt noch etwas. Ich grüble darüber nach: Ich wollte gern den Direktor ganz gewinnen, ihn ganz und gar wohlwollend sehen. Schließlich komme ich auf die richtige Idee. Häufig vergißt man gerade das Wichtigste. Ich kann es kaum erwarten, bis der Direktor wieder nach mir hinsieht. — „Übrigens,“ sage ich, als er wieder da ist, „ich habe hier noch einen offenen Brief vom Polenklub.“ Der Direktor liest; dann fragt er: „Weshalb haben Sie mir das nicht gleich gezeigt?“ und drückt meine Hand, diesmal herzlich und wirklich wohlwollend. Alles ist plötzlich wie verändert: die Jünglinge werfen doppelt soviel Kohlen in den Ofen, die schönsten Speisen werden vor mir auf den Tisch gestellt, und ich greife sie mutig und zäh an. Der Diwan schmückt sich mit weißem Linnen. Ich beginne schon, übermütig zu werden und erinnere mich, daß ich noch neun Halbliterflaschen vom besten Tokaier in meinem

Handkoffer habe. Mein Gastgeber kommt eigens, um mich zu unterhalten. Sobald das Formelle erledigt ist, sprechen wir natürlich vom Krieg. Alles beherrscht heute der Krieg, alle sind am Kriege beteiligt, entweder noch voll Hoffnung oder schon aus einer tiefen Wunde blutend ...

„Vor drei Wochen waren die Russen hier," erzählt der Direktor. „Geraubt und geplündert haben sie, wo sie eine Gelegenheit dazu fanden, sonst aber haben sie nichts Böses getan, vielleicht, weil sie zu kurze Zeit hier waren, um ihre Liebenswürdigkeit ganz zu entfalten. Möglicherweise rechnen sie damit, daß sie nochmals herkommen und für die Häuser Verwendung haben. Hier, in der Raffinerie, haben sie sogar Posten gestellt, damit nichts geschehen solle. Ich war mit meiner Familie auf und davongegangen, weil ich ihnen nicht traue. Jetzt arbeiten wir wieder. Der Staat will es." Nach einer Pause sagt er weiter: „20 000 Polen kämpfen als Freiwillige gegen die Russen. In voller Ausrüstung sind sie eingerückt, nur die Waffen hat die Monarchie ihnen geliefert. Die besten Familien haben Legionäre ins Feld gesandt. Viele betrauern schon geliebte Söhne!..." Der Direktor zieht eine Photographie aus der Tasche, das Bild eines ganz jungen Mannes, mit weichen und knabenhaften Zügen. „Gott sei Dank, er lebt noch!" sagt der Vater, das Bild anschauend ... „Wollen Sie es vielleicht als Erinnerung behalten?" „Ja, bitte, Sie bereiten mir eine Freude damit." „Seine Mutter ist herzkrank. Ich glaubte nicht, daß sie es überleben würde, als er durchbrannte, um sich als Legionär zu stellen,

Soeben erst hat er seine Maturitätsprüfung mit Auszeichnung bestanden. Vor drei Wochen wurde hier die Stadt von den Bewohnern geräumt. Jetzt sind wir wieder zurück. Wer weiß aber, was die Zukunft noch bringen wird?"

In der Nacht schlafe ich wie ein Trunkener, elf Stunden, von neun bis acht Uhr morgens. Ich beeile mich. Der Zug soll um neun Uhr nach Jaslo gehen. Auf der Station höre ich, daß er frühestens mittags fahren wird. Ich habe also noch Zeit, die Raffinerie zu besichtigen, und ich lerne so ungefähr kennen, wie Petroleum, Benzin, Maschinenöl, Paraffin und Asphalt aus der Naphtha gewonnen werden. Die Raffinerie ist das Stammhaus aller anderen Raffinerien in Europa. Vor sechzig Jahren oder mehr entdeckte ein Jude, daß das auf der Erdoberfläche sich ansammelnde, zäh und dick gewordene Rohöl als Wagenschmiere verwendbar wäre. Er machte gute Geschäfte damit, und die Wagenräder kreisten zu dieser Zeit leicht in Galizien. Doch eines Tages kam ein Provisor aus Drohobycz, namens Lukasiewicz, hinter das Geheimnis. Nach vielen Experimenten baute der arme Provisor Lukasiewicz die ersten Raffinerien in Krosno und Jaslo. Mehrmals sind sie in die Luft geflogen, weil er die Benzindämpfe nicht genügend beherrschte. Trotzdem wurde er ein reicher Mann. Er ist längst gestorben, wie auch jener Wagenschmierer, der seine Rohölquelle nicht besser verbarg. Und heute nimmt Galizien die dritte Stelle in der Naphthaproduktion ein. Daran ist kein Zweifel. Ich bin dort gewesen und habe mich selbst überzeugt . . .

Als ich mich aber endlich auf den Bahnhof begab, war meine Reisetasche leichter, weil ich nur noch fünf Flaschen Tokaier darin trug. Die übrigen hatte ich meinen Gastgeber auf das Wohl des polnischen Legionärs zu leeren gebeten.

Krosno, im November.

Im Güterwagen

Krosno liegt nun hinter mir. Ich glaube, ich werde nie wieder dahin zurückkehren, und vermute, diese Empfindung hängt damit zusammen, daß ich so lange dort auf meinen Zug warten mußte. Warten ist so schwer! Man hat sogar Zeit, Betrachtungen anzustellen und niederzuschreiben, von denen man nicht weiß, ob sie jemanden erreichen werden, für den sie bestimmt sind. Um zwölf Uhr mittags, als es endlich losgehen sollte, lief, statt des erwarteten einzigen Postzuges, eine Depesche ein. Ich stand gerade im Dienstzimmer des Bahnhofskommandanten. „Lesen Sie, bitte, selbst!" sagte er und reichte mir das Telegramm. Ich lese: „Postzug Nr. soundsoviel bis auf weiteres eingestellt." Ich weiß nicht, warum gerade diese paar Worte einen besonderen Eindruck auf mich machen, aber ich halte das Blatt lange in der Hand und lese es immer und immer wieder durch, bis ich seinen Inhalt auswendig kenne. Dabei durchfährt mich der seltsame Gedanke, es würde mir vielleicht durch die bloße Berührung möglich sein, den tiefsten Sinn dieser Buchstaben zu erraten. Dringend und unaufhalt-

sam steigen in meinem Bewußtsein Beobachtungen auf, die ich unterwegs gemacht habe. Sie gestalten sich nicht zu Gedanken, nur zu Gefühlen, die dem Lebenstrieb, der sich in mir regt, etwas anscheinend sehr Wichtiges mitteilen wollen. Ja, so muß es sein. Denn, was geht mich schließlich der Postzug an? Es fahren ja viele andere Züge auf der gleichen Strecke. Sie halten zwar sehr lange auf den Stationen der eingleisigen Bahn mit den kleinen Rampen, aber dann und wann fahren sie doch in der einen oder anderen Richtung.

Aufgepaßt! Da fährt ein langer Zug mit zwei Lokomotiven ein, die eine endlose Reihe leerer Güterwagen hinter sich herschleppen. — „Sie müssen halt fürliebnehmen!" ruft mir der Bahnhofskommandant zu und winkt ein letztes Mal grüßend mit der Hand. Ich laufe den Zug entlang. Ganz vorne finde ich einen großen, reinen Güterwagen, der nicht die Spuren von Pferden und sonstigen ihre Funktionen nicht beherrschenden Reisenden aufweist. In den Ecken haben die Schaffner sich ein Strohlager eingerichtet. Auf den Rolltüren steht: 40 Mann, 6 Pferde nebst verschiedenen wohlgemeinten und illustrierten Kreidegrüßen an Russen, Serben & Co. Ich vermisse die fehlenden 6 Pferde und 39 Mann, doch kurz vor der Abfahrt steigen noch drei Polen und ein sonntäglich angezogener Herr mit Frau und Kind ein. Der in all seiner Herrlichkeit ziemlich selbstbewußt auftretende Herr stutzt beim Anblick des Wagens und räsoniert: „Ich hatte eigentlich gemeint, eine Vergnügungsreise zu unternehmen!" Dann entfernt er sich mit seinem Gefolge und sämtlichem Besitz. Niemand antwortet. Ich denke

nur im stillen: Aus dieser Vergnügungsreise wird wohl vorläufig nichts werden!... Die drei Polen bleiben sitzen, und der Zug rollt los. Meine Gefährten nehmen von mir kaum Notiz. Ich sehe sie genauer an und bemerke, daß sie sehr spitze Schuhe mit Gummizug und dünnen Sohlen tragen, dazu lose, nicht ganz saubere Manschetten. Diese geringfügige Tatsache macht sie mir noch wesensfremder, zumal da ich selbst wie ein verwilderter, stellungsloser Kraftwagenführer aussehe. Es ist aber genügend Raum in unserem Wagen, und ich promeniere ungestört auf und ab und befinde mich sehr wohl dabei. Die drei Polen schicken sich an, zu essen; vorher aber waschen sie sich die Hände mit Lysol. Es riecht nicht appetitlich, dennoch steigen die Herren in meiner Achtung, was ihnen übrigens wahrscheinlich ganz gleichgültig ist. Ich habe nämlich immer die Ansicht vertreten, daß die Abwehr der Cholera eine Sache der Intelligenz und Kultur des einzelnen wäre. Natürlich will ich selbst nicht als unintelligent und unkultiviert gelten und wasche mir deshalb auch die Hände mit Alkohol und sterilisierter Watte, bevor ich einen halben Liter Tokaier trinke. Nach festen Speisen, besonders nach Wurst, habe ich kein Verlangen, und dann und wann steigt sogar in mir eine wilde Wut gegen die enorme Salami auf, die ich mitschleppe. Ja, so weit ist es mit mir gekommen, daß ich mich als Sklave einer Salami fühle und mich doch nicht aus meiner Knechtschaft befreie... Die Sonne scheint in unser rollendes Haus hinein, die herbe Herbstluft streichelt mein Gesicht, es liegt der Schimmer einer gläubigen und gestillten Freude über dem Lande, als gäbe

es in der Welt nicht Blut noch Tod, und als hätten niemals die ingrimmigsten Schlachten zähneknirschend hier getobt. Es ist Sonntag, der Tag der Palmenzweige und des Friedens. Nein, nein, ich irre mich! Habe ich doch eben erst in diesem Lande Trainkolonnen, zahllos wie der Sand am Meer, kriegerbemannte Züge und schmerzlich daniederliegende Verwundete gesehen! Das ganze Land ist ja mit Kolonnen übersät gewesen. Nie zuvor sah ich so viele Wagen, Pferde und Menschen. Ununterbrochen fuhren sie, alle in einer Richtung, und wie weit sie schon gefahren, und wie schwer ihr Weg gewesen, zeigte der müde Tritt der Pferde. Regungslos, als wäre er als Denkmal in das rädergefurchte Land gestellt, saß ein Trainoffizier auf seinem Pferd, während die Wagenreihe an ihm vorbeifuhr, und die Nachzügler die abgerackerten Gäule anpeitschten, weil befohlen ist, geschlossen zu fahren. Hier, auf einem von Pferdehufen zerwühlten Acker, haben sie gerastet, sind im Karree aufgefahren, eine Wagenburg bildend, wie in uralten Zeiten. Wer wird je ermessen können, welcher ungeheure Kraftaufwand von der stummen wie von der beredten Kreatur in dieser gewaltigen Zeit entfaltet ward ...?

Jetzt sind die Trainkolonnen nicht mehr zu sehen. Auch die langen, für die Verwundeten bestimmten Züge fahren nur noch leer vorüber. Kriegsmaterial und frische Mannschaften, die zur Front gehen, bilden jetzt die Fracht. Viele kommen von weit her aus Österreich, große, gutgelaunte Kerls mit schönen wohlgepflegten Pferden. Sie sind schon lange unterwegs und haben sich anscheinend an das Fahren gewöhnt, als hätten sie nie eine andere Woh-

nung, nie einen anderen Stall gekannt. Bald sind sie in der Heimat des Krieges, aber noch grüßen aus den Häusern sonntagsgestimmte Mädchen in weißen und hellbunten Röcken die fahrenden Krieger, noch ist ihre Stunde nicht da. Weiße und bunte Mädchen ziehen durch das herbstlich erleuchtete Land. Weit, unter gelben, wehmütig sich neigenden Birken, geht eine einsame Frau. Ich möchte sie fragen, woher sie kommt und wer sie ist, möchte ihr nachirren in die Weite, dahin, wo Himmel und Erde sich umarmen ... Aber ich muß sie um anderer willen vergessen und der Tag neigt sich. Wir halten und fahren wieder. Auch vor einer Brücke bleibt der Zug stehen. Die eine Lokomotive fährt zuerst allein hinüber, dann folgen wir. Die Brücke war gesprengt und jetzt steht sie, notdürftig mit Holz geflickt, ein Tagewerk unserer Pioniere. Die Eisenteile sind wie Drahtfäden auseinandergerissen, beindicke Träger winden sich korkzieherförmig rechts und links, den heißen Dynamitkuß nie vergessend, der sie dem Feinde unnahbar machen sollte. In der Ferne schimmern Kirchtürme in der Abendsonne. Jaslo ... Vor der Stadt, dicht am Gleis, hat man ein großes Grab geschaufelt. Die lehmige Erde ist noch frisch. Auf dem Hügel steht ein weißes Holzkreuz ohne Schrift. Wer mag unter diesem Kreuz liegen? Wieviele? Feind oder Freund? Das hölzerne Kreuz wird schweigen, bis es, alt und morsch, zusammensinkt und niemand mehr von dem einst frischen Grab vor Jaslo wissen wird.

Jaslo, im November.

„Grand Hotel Krakau"

Über sechs Militärzüge hinweg, die zwischen mir und dem Stationsgebäude stehen, muß ich steigen und klettern. Mein Gepäck habe ich zwischen die Gleise geworfen. Ich verfluche wieder alles, was Gepäck heißt, und weiß doch, daß ich es nicht entbehren kann. Ein junger Verkehrsbeamter mit Goldzähnen hilft mir liebenswürdigst, einen Träger zu finden, das heißt einen Mann, der einst Träger war, jetzt aber andere Dinge zu tun hat, als Gepäck zu tragen. Wieder steigen wir über die sechs bandwurmlangen Züge, und ich finde, betäubt von Glückseligkeit, mein Gepäck auf dem kalkgetränkten Boden, so wie ich es verlassen habe. Zurück denselben Weg: eine Kletterpartie in den Bergen! Schweißtriefend erreichen wir die Station. Der junge Mann mit den schönen Goldzähnen hat indessen meinen Pelz behütet, und ich danke ihm mit Hand und Mund dafür. Ich bin also noch immer für eine eventuelle Belagerung ausgerüstet! Schließlich gelingt es, einen Wagen aus der Stadt zu requirieren — die Städte liegen in diesem Lande meistens zu weit von der Bahn, und die privaten Fuhrwerke sind beinahe ausgestorben.

Im „Grand Hotel Krakau" steht die Tür sperrangelweit offen. Ich steige die öde Treppe hinauf. Es riecht nach Leere und nach Menschen, es riecht so, daß es einem die Brust zusammenschnürt. Mir tut es nicht viel, denn ich habe mir schon im voraus gewisse Vorstellungen über die menschliche Natur gebildet, bin also keineswegs überrascht. Oben, im Korridor, treffe ich einen minderjäh-

rigen Jungen und eine Frau, deren Kopf mit Bandagen so umwickelt ist, daß ich nur ein rotes, sehr entzündetes Auge entdecken kann. Wir verständigen uns nur mit Mühe, und ich fühle mich auch nicht besonders aufgelegt, mich mit ihr zu unterhalten. Indessen erscheint eine Dame, die etwas Deutsch spricht. Sie harmoniert nicht mit ihrer Umgebung, und ich weiß nicht, ob ich ihr zumuten darf, mit dem „Grand Hotel Krakau" in irgendwelcher Verbindung zu stehen. Sie liest mir meine Gedanken vom Gesicht ab, und zeigt mir eine Reihe leerer Zimmer: alle gleich kalt und öde, alle mit zufällig zusammengerafftem Bettzeug ausgestattet, alle erfüllt von demselben aufdringlichen Geruch.

„Die Russen sind vor zwei Wochen hier gewesen," sagt die Dame, wie zu ihrer Entschuldigung. „Die Besitzerin ist geflohen und hat mich gebeten, sie zu vertreten!" Ich entschließe mich für irgendein Zimmer, das mir besser gefällt als die anderen, weil vor dem Fenster ein Kastanienbaum mit rostgelbem Laub steht. Es wird geheizt, man bemüht sich, es mir einigermaßen behaglich zu machen. Ich esse Huhn, wobei ich bemerke, daß das Tier schon vor dem Kriege geschlachtet worden sein muß. Nach dem Diner trinke ich Salzsäure als Likör, bürste, meinem Prinzip treu: alles Rohes zu vermeiden, die Zähne mit mitgebrachtem Mineralwasser und gehe schlafen. In der Nacht weckt mich eine laute und wütende Stimme: „Nennst du das ein Zimmer, du Hund?" — „Wir haben kein besse . . ." versucht eine andere Stimme, die auch Deutsch, aber mit Jargon, spricht, zu erklären; man läßt sie aber nicht ausreden: „Halt's Maul, du

Schwein! Nennst du das ein Bett?" — „Suchen Sie sich ein anderes!" ... empört sich die jargonierende Stimme. — „Was!? Was!? Heraus, verdammtes Mistvieh! Bist wohl ein Russe? He?" ... Jetzt folgt ein klatschendes Geräusch. Einer schlägt einen anderen mit irgendeinem Gegenstand und flucht wütend dabei. Dann hört man laute Schritte. Sporen klirren, also ein Kavallerist ... Jemand fällt hin, erhebt sich wieder und läuft davon ... Eine Tür wird mit einem letzten Fluch zugeschlagen, und alles wird wieder still ... Ich aber hole aus meiner Hosentasche das Messer mit Stehklinge und verberge es unter meinem Kopfkissen.

Ich suche mir den Vorfall zu erklären, und ehe ich wieder einschlafe, bin ich mit mir darüber einig, daß einem unter gewissen Umständen sehr wohl die Geduld ausgehen kann. Da kommt einer hundemüde aus dem Felde und hofft, ein warmes und reines Zimmer zu finden. Statt dessen zeigt man ihm einen stinkenden Stall. Ja, man darf eben nicht vergessen, daß in diesen Städten das bürgerliche Leben sich nicht mehr normal abwickelt. Einquartierung, Requisitionen, Russen, Panik, Flucht — das ist der Krieg mit seinem Janusgesicht.

Wieder ist es Morgen geworden, ein fahler und lebloser Morgen. Die rostgelben Kastanienblätter vor meinem Fenster sind feucht vom Nebel der Nacht. Hinter dem Baum steht im Hofe ein Taubenschlag, dessen Holzstamm schief in der Erde steckt, als wäre er angefahren. Die Tauben hocken matt auf den Flugbrettern vor den kahlen Nestern. Sonst gibt es kein Leben im Hofe meines Hauses. Ich gehe auf die Straße hinaus, wandere in der

Stadt umher. Die Hälfte der Häuser, alle einigermaßen wohlhabend aussehenden Wohnungen sind leer. Die Menschen, die darin wohnten, sind fort, und nur vereinzelt sind sie zurückgekehrt. Viele Fensterscheiben sind eingeschlagen, hier und da ist auch eine Türfüllung eingetreten, wahrscheinlich von einem schwerbestiefelten Fuß. Von der Straße aus kann ich in einige Häuser hineinblicken. Ungeladene Gäste haben in Schränken und Schubladen herumgewühlt, haben Wertsachen gesucht und mitgenommen und das übrige in wilder Unordnung auf dem Boden zurückgelassen ...

Mir begegnet eine Prozession. Voran geht ein Sakristan, eine brennende, heilige Lampe und ein Kreuz tragend. Bei jedem Schritt läutet eine kleine Silberglocke. Hinter ihm schreitet, lässig und seiner Macht und Würde bewußt, ein junger Diener Gottes und der Kirche. Die wenigen Passanten machen vor der Prozession halt, bekreuzigen sich und beugen das Knie. Auch ich habe gerade Zeit, stehenzubleiben und meine Mütze herunterzureißen. Dieser Aufzug in der halbleeren Stadt macht auf mich einen seltsamen Eindruck, zugleich beruhigend und verwirrend, es wird mir aber nicht klar, was dieses zwiespältige Empfinden in mir hervorruft. Jenseits der Stadt, da, wo die Holzbrücke über den kleinen Fluß führt, sind einige Scheunen als Baracken eingerichtet. Vor ihnen stehen Soldaten, die wohl hier krankheitshalber abgesondert sind. Nahe der Eisenbahn sind auf einem Platz viele Räderspuren und Spuren von Pferdehufen von der Erde abzulesen. Der Platz ist jetzt ganz leer. Die Pferde waren, wie ich sehe, an einen Holzzaun gebunden und haben

die Hälfte des Zaunes aufgefressen. Splitter und Späne liegen umher, der größte Teil des Holzes ist abgenagt, gekaut und verzehrt worden. Ich wundere mich nicht darüber. Nie hat jemand behauptet, Galizien wäre ein reiches Land, und außerdem erinnere ich mich zufällig, in den Königssagen von Snorre gelesen zu haben, daß es in Norwegen eine Zeit gegeben hat, in der Brot aus Baumrinde gebacken wurde. Immerhin ... Brot ist in der Stadt noch zu haben. Ich sehe ganze Fuhren, die für das Militär bestimmt sind, und auch im Schaufenster eines Bäckerladens liegen einige Stücke. Die Geschäfte sind offen. Kaftangekleidete Gestalten mit Bart und Locken und schwarze Frauen und Mädchen stehen in den Türen. Ich gehe in eine Drogerie hinein, um Mineralwasser zu kaufen. Ausverkauft! Die Offiziere haben alles für sich beansprucht, und neues ist nicht zu erhalten. In der Apotheke kriege ich die letzten zwei Flaschen echten Emserwassers, und in einer Weinbude eine Flasche — wie der Besitzer Silbermann mir beteuert — vom besten Magenbitter der Welt. Damit kehre ich ins „Grand Hotel Krakau" zurück, um Näheres über verlassene Städte zu erfahren.

Jaslo, im November.

Zosia

Der Mann, den der Kavallerist in der Nacht sporenklirrend in Behandlung hatte, ist jetzt, gegen Mittag, aufgestanden. Er wohnt unter der steinernen Treppe in

einem Loch und zeigt auch am Tage keine Spur von Demut und Bescheidenheit, weshalb ich ihn tunlichst meide. Die Hausdame erleichtert mir diesen Entschluß. Anfangs errötet sie ohne besonderen Grund (vielleicht weil sie nur mit Mühe Deutsch spricht), aber allmählich kommen wir über die ersten Schwierigkeiten hinweg, und die Unterhaltung wird fließender. Sie ist die Witwe eines Gymnasialprofessors und jung genug, es noch einmal zu werden, obschon sie einen zwölfjährigen Sohn hat, der, mit Reitgerte und Gamaschen ausgestattet, in dem leeren Korridor auf und ab patrouilliert. In Friedenszeiten hat sie Unterricht in Musik und Sprachen gegeben. Der Krieg hat sie, wie viele andere, brotlos gemacht, und deshalb ist sie gezwungen gewesen, während der Russenzeit in der Stadt zu bleiben und die Vertretung der Hotelbesitzerin zu übernehmen. Ich entnehme aus ihren Worten, daß es für eine Frau schwer ist, ein Hotel in einer verlassenen, von den Russen besetzten Stadt zu verwalten, besonders, wenn man gebildet ist und bessere Tage gekannt hat. Aber das Leben stellt jeden Tag an den einzelnen unbarmherzige Fragen, die unbarmherzigsten an eine Mutter, die dem Kriege nicht entfliehen kann und zwischen Freund und Feind hin und her pendeln muß.

Nun, da die Russen fort sind, atmet man wieder etwas auf. Eines Tages ritten sie in die Stadt hinein, eines Tages waren sie auf und davon, einfach nicht mehr da, als wären sie in die Erde gesunken. Zögernd und mißtrauisch kehren einige von den geflohenen Einwohnern zurück, um Haus und Herd zu suchen, um sich zu überzeugen, daß ihr armseliger Besitz, der ihnen beinahe ebenso

teuer ist wie das Leben selbst, noch unangetastet an der Stelle sich befindet, an der sie ihn verlassen. Er ist da! Das Haus steht noch immer am selben Fleck. Gerettet ist Leben und Besitz, es fehlen nur Bettzeug, Geschirr und Fensterscheiben! Seltsam: je weniger fehlt, desto mehr wird über das Verlorene geweint und gejammert, desto teurer und unersetzlicher scheinen alle die Kleinigkeiten zu sein, die, am nackten Leben gemessen, belanglos sind. So sind die Menschen; und es ist vielleicht gut und sinnvoll, daß sie sich über die kleinen Verluste auslamentieren, damit sie die großen schweigend hinzunehmen vermögen. Es gibt nämlich auch große Verluste und unermeßliches Leid in der Welt. Immer ist es da gewesen, verteilt über eine große Fläche, groß wie die Erde selbst. Heute aber hat sich das Weh verdichtet, als wäre es des gleichmäßig verteilten Druckes überdrüssig, es ist zu brennenden und wahnsinnig würgenden Knoten zusammengelaufen und es schmerzt und peinigt wie sieben mal sieben Plagen, bis das Blut aus der Seele spritzt... Männer sterben, Männer tragen Wunden davon, Frauen und jung erblühte Mädchen werden von pockennarbigen tatarischen Reitern entehrt. So ist der Krieg! Es mag sein! Es muß ertragen werden!

Aber was Kinder leiden, die von dem Orkan gefaßt und bodenlos dahingewirbelt werden, liegt jenseits der Grenze alles Leides. Das waren die Worte der heimatlosen Mutter im Hotel zu Jaslo. Außer dem Sohn mit Reitgerte und Gamaschen hatte sie nämlich eine kurze Zeit hindurch auch eine Tochter, die nichts mehr auf der Welt besaß, sogar die Hoffnung nicht. Eines Tages,

Ende September, hatte sie in der Bahnhofshalle, zwischen anderen verzweifelten und entwurzelten Menschen, ein dreizehnjähriges Mädchen gefunden, klein und zart wie ein Rehlamm, das ohnmächtig da in einer Ecke lag. Niemand kannte sie, niemand wußte, woher sie kam. Blaß und mager lag sie in der Ecke auf dem steinernen Boden, schmutzig, verkommen, vom Elend gezeichnet. Die kleinen ungewaschenen Hände, das schon halb zerlumpte Kleid trugen noch immer das Zeichen gewesenen Wohlstandes und einstiger Pflege. Menschen, die selbst bessere Tage kannten, haben einen besonders fein entwickelten Sinn für Leidensgenossen, denen ein ähnliches Schicksal zuteil wurde. So die Dame aus dem Hotel in Jaslo. „Was tust du hier, mein Kind?" redet sie das ohnmächtig zusammengesunkene kleine Mädchen an. „Was fehlt dir?" Sie schüttelt das Kind leise, bis es die Augen aufschlägt, zwei rote, vom Weinen ganz entzündete Augen. „Wer bist du? Wie heißt du? Nun, sage mir doch, wie du heißt!" „Zosia," antwortet das Kind, kaum hörbar. „Was machst du hier?" „Ich weiß es nicht." „Von wo kommst du?" „Aus Krakau." „Wohin willst du?" „Nach Hause." „Wo wohnen deine Eltern?" „Bei Lemberg . . ."

Jetzt fängt das Kind an, leise und unterbrochen zu weinen. Anfangs war es, als hätte es das Weinen eine kurze Zeit vergessen, als könnten die rotgeschwollenen Augen kein Leid und Weh mehr ausdrücken; aber die Quellen sind noch nicht versiegt. Von tief her, aus dem Grunde der tiefsten Verzweiflung, erheben sich die bitteren Boten des Menschenherzens und zeugen in trostloser

Reihe von einem Schicksal, das dem Träger selbst unfaßbar ist. „Komm mit mir, mein Kind!“ sagt die fremde Dame. „Du bist in Jaslo, nicht sehr weit von deinen Eltern. Du sollst hier bleiben, bis du zu ihnen fahren kannst!“ Und sie nimmt, selbst mittellos und ohne Heimat, das Kind mit sich ins Hotel. Allmählich erfährt sie, was dem Kinde geschehen ist: Über Krakau wurde der Belagerungszustand verhängt und alle entbehrlichen Bewohner wurden angewiesen, andere Wohnorte zu suchen, darunter die Zöglinge der Klosterschule. Sie wurden nach Hause geschickt, einige gegen Osten zu, andere gegen Westen. Zosia fuhr mit einem Zug in der Richtung nach Lemberg, wo ihre Eltern wohnten. Aber die Russen rückten in Lemberg ein und drangen weiter über Lemberg hinaus, Hunderttausende von Flüchtlingen aus ganz Ostgalizien vor sich hertreibend. Die Züge hörten auf, regelmäßig zu verkehren, alles strömte westwärts, wie eine Flut, die plötzlich kehrt macht und, in ihrer eigenen Bahn die Wasser auftürmend, rückwärts drängt. Von diesem Strudel wird Zosia ergriffen. Tagelang fährt sie. Über Rzeszow hinaus kann sie nicht kommen. Ihr Geld geht zu Ende. Sie muß betteln und fragen und bitten. Aber wer hat Zeit, Fragen und Bitten anzuhören oder zu beantworten? Die Menschen flüchten, sind dabei, ihr eigenes Leben zu retten, wissen vielleicht selbst nicht, ob Züge gehen und wohin sie gehen, haben vielleicht selbst eigene Kinder, die vor Hunger und Angst schreien. Was kümmert einen in solcher Zeit ein fremdes Kind, das hungernd und verzweifelt seine Eltern sucht, da, wo der Feind schon steht! Nach einer Woche

hat sie eine andere fremde Stadt, Jaslo, erreicht. Sie kann kaum mehr fragen und gar nicht denken, kann nur noch mit den entzündeten Augen weinen. Sie ist schmutzig vom steinernen Boden der Bahnhöfe, ungekämmt, verkommen, ein Bettlerkind, das hinter der Front umherirrt und mit seinen Tränen Menschen zu rühren sucht, die nur den Krieg und nichts anderes fluchend und wütend im Herzen tragen ... In Jaslo fand sie die fremde Dame und nahm sie mit ins Hotel. Die Stadt, die ganz verarmt ist, zahlte täglich, eine Woche lang, eine Krone für ihren Unterhalt, lehnte dann aber ab, weiter für sie zu sorgen. Die Russen näherten sich, und ein kleiner Beamter, der dableiben mußte, nahm Zosia als Dienstmädchen zu sich. Seine Frau fand, daß man wenig Nutzen von ihr hatte, aber auf die Straße konnte man sie ja nicht werfen, jedenfalls nicht, solange die Russen da waren.

„Wo ist das Kind jetzt?" frage ich die Dame. „Bitte, schicken Sie sofort nach dem Mädchen, ich will es sehen! Vielleicht kann man etwas für das Kind tun."

„Sie sieht jetzt noch schlechter aus als damals, als ich sie fand. Man kann sie kaum mehr ansehen."

„Bitte, schicken Sie dennoch, mir zu Gefallen."

Ich warte eine Stunde und kann an nichts anderes denken, als an dieses verirrte Kind, das alles, sogar die Hoffnung verloren hat. Nach einer Stunde kommt der Junge zurück: Man habe das Mädchen Zosia einem Weib, das eine Kuh und etwas Land außerhalb der Stadt hat, abgegeben. Es sei zu weit, sie zu holen. Außerdem könne sie nur Sonntag nachmittags weggehen — die-

selbe dreizehnjährige Zosia, Zögling der Klosterschule, Tochter wohlhabender polnischer Eltern bei Lemberg, der vom Feinde besetzten Stadt.

Jaslo, im November.

Fahrtgenossen

Einige Male am Tage bin ich in Jaslo zur Bahn gegangen. Es schien mir, als wäre diese Bahn, die strategische, eingleisige Transversalbahn Galiziens, ein lebendiges Wesen, dessen Funktionen mich sehr nahe angingen. Ja, es schien mir — und scheint mir noch immer — daß diese Bahn meinem eigenen Nervensystem angegliedert ist. Kein Heerführer kann in einem engeren Verhältnis zu dem Schienenstrang Sanok—Jaslo < Neu-Sandec / Rzeszow stehen als ich. Jede Spannung, jede Erleichterung des singenden Gleises habe ich mitempfunden. Ich brauchte nur in die Nähe der Bahn zu kommen, um durch hundert kaum wahrnehmbare Dinge Bescheid über die Lage zu wissen. Ich brauche nicht die Achsen auf den Gleisen zu zählen, nicht zu fragen, ja, nicht einmal nachzudenken. So wie ich da bin, fühle ich sofort das stählerne Gleis innigst mit mir verbunden, und höre es eine Sprache jenseits aller Sprachen sprechen. Nicht einmal in der Nacht kann ich mich von der Verbindung mit diesem neuen Nerv befreien. Ich höre den Gleisnerv singen und stöhnen und weinen unter einer ungeheuren Last; ich sehe ihn sich dehnen und recken, sehe ihn dünner

und dünner werden, wie einen hauchfeinen, kaum wahrnehmbaren, vom Winde geschaukelten Spinnfaden, der Riesenzüge, beladen mit Kriegern, Rossen und Kanonen, in schwindelnde Fernen trägt ...

Früh am Morgen ist deshalb mein erster Gang der Weg zur Bahn. Man kennt mich schon, und die Gendarmen lassen mich unbehelligt durch. Sagt ihnen doch ihr Instinkt, daß niemand auf der Welt die Bahn, und was darauf rollt, mehr lieben kann als ich. Die Verkehrsbeamten grüßen, mit einem Auge lächelnd. Es sind Österreicher, Wiener Beamte, die hier Dienst tun müssen, damit ... Sie meinen aber, daß die anderen ihre Sache ebensogut und nicht minder pflichttreu besorgt haben ... Sie sagen es, und ich habe nicht das Recht, daran zu zweifeln. Ich weiß nur, daß der Dienst schwer ist.

„Heute reist ein Oberrevisor nach Wien!" teilt mir der diensttuende Stationsvorsteher mit. „Wollen Sie in seiner Gesellschaft fahren?" Sie hätten dann eher Aussicht, durchzukommen. Ich habe ihn schon gefragt."

Mein Entschluß ist schnell gefaßt, und ich brauche nur mein Gepäck im Hotel zu holen. Das tue ich. Gegen Mittag fährt der Zug nach Rzeszow ab. Mein Gefährte hat zwei ineinandergehende Kupees erster Klasse reserviert. Er ist krank. Irgendein Halsleiden, auch der Magen ist verdorben. Er hustet, daß ihm das Blut in den Augen steht. Mein Elixir aus der Tokaiergegend wirkt Wunder. Wir fahren in die Dämmerung hinein. Es ist dunkel in unserem Kupee. Auf diesen Strecken gibt

es weder Licht noch Heizung; man muß also selbst für beides sorgen. Anfangs hatte ich mich nie mit Licht versehen, bis ich die Kunst, ein Wagenabteil zu erleuchten, einem ungarischen Magnaten abgelernt habe. Seitdem fahre ich stets mit meiner Laterne. Ich stecke sie also an. Licht wirkt anziehend. Die wilden Zugvögel fliegen immer nach den Leuchttürmen. Es dauert nicht lange, und ein Hauptmann hat sich bei uns niedergelassen. Er war mit Gaul und Burschen nach Jaslo gekommen, um sein Regiment zu suchen; jetzt fährt er aus demselben Grunde nach Rzeszow zurück. In den Kämpfen in Polen wurde ihm sein Pferd durch eine Granate zusammengeschossen. Beim Sturz erlitt er einen Schädelbruch und andere schwere Kontusionen. Er ist noch nicht völlig wiederhergestellt und doch schon auf dem Wege zu seinem Regiment, obgleich er Frau und Kinder zu Hause hat. Aber er ist Berufsoffizier, gehört seit seiner Jugend zur Kriegerkaste, trägt einen bekannten Namen und ist alles in allem ein Mann, den ich nach der großen Völkerpsychose herzlich gern wiedersehen möchte. Vielleicht werden wir dann Ski laufen und auf Hochwild jagen in jenen Bergen des Südens, wo er stationiert war. Augenblicklich aber kampieren wir in dem Zuge, der nach Rzeszow fährt, der den äußersten Verkehrspunkt dem Feinde gegenüber bildet. Wir sind drei Menschen, vom Orkan zusammengeweht, in drei Minuten miteinander so befreundet, als lägen drei Probejahre der Freundestreue hinter uns und eine Ewigkeit vor uns. Wir teilen Erlebnisse und Proviant miteinander und fühlen uns ganz wie zu Hause. Im Gang singen drei Kriegsmädchen mit

Falsettstimmen erbauliche Lieder. Ich höre die Worte: „Hast du denn die Männer so gerne?“ — In Friedenszeiten wäre es unerträglich, jetzt aber freut man sich darüber, daß jemand singt, wenn einem auch die Sängerinnen keine Freude machen. Eine jede Freude sei aber jedem gegönnt, der in diesem Lande des Blutes und Entsagens danach begehrt! Denn hier ist der Kreuzweg, hier ist Sein oder Nichtsein, Schwarz oder Rot, hier schlägt des Kriegers Schicksalsstunde ...

Abends spät sind wir in Rzeszow. Wir begeben uns sofort auf die Suche nach einem Gasthaus und sind im voraus damit einverstanden, zu dreien in einem Bett zu schlafen. Es ist sehr schmutzig in Galizien. Um aber den Dreck, der in Rzeszow herrscht, zu schildern, fehlen unserer Sprache die Worte. Es gibt hier ganze Fallgruben voll Dreck. Die Straßen sind gerädert und bis in die Eingeweide hinein von Autos und Lastfuhrwerken aufgerieben. Die Beleuchtung ist spärlich, der Himmel trüb, und die Luft trieft von Nässe. Sämtlichen Gasthäusern statten wir einen Besuch ab. Vergebens. Sie sind alle militärisch belegt. Selbst der Hauptmann kriegt kein Zimmer, wie sehr er auch flucht. „Ausgeschlossen! Bitte, sich an das Etappenkommando zu wenden!“ ... Wieder sind wir auf der Straße. Ganze Automobilparks bevölkern, stumm und unbeweglich, die bodenlosen Plätze: letzte Etappenstation! Um Jaroslau wird gekämpft, sagt man. Offiziere, die dort ihre Regimenter suchten, wurden von russischen Reiterpatrouillen abgeschossen.

Irgendwie wollen wir aber unter Dach sein, was auch morgen geschehen mag, und wir kehren zur Bahn zurück.

„Wo ist der Wagen erster Klasse nach Krakau?" — „Auf dem vierten Gleis vorne!" ... Wir finden den Wagen und steigen ein: Ist jemand darin! „Was? Ist hier jemand? — Wer?" — „Weiß der Teufel!" — „Geben Sie Licht!" ... Wir leuchten hinein. Geblendet und schlaftrunken erhebt sich ein wenig vertrauenerweckend aussehender Mensch von den Sammetpolstern. „Was machen Sie hier?" Ich? Ich fahre nach Krakau." „Fahrkarte!" „Fahrkarte?" „Hinaus!! Hinaus!!" In sämtlichen Kupees schlafen wenig vertrauenswürdige Herren, die nach Krakau oder sonst wohin fahren wollen. Wir werfen sie ohne Gnade hinaus und nehmen den Wagen in Besitz, um auch, den Hauptmann ausgenommen, nach Krakau zu fahren. Bevor wir einschlafen, machen wir noch Witze über unser Hotel.

Der Schöpfer hat mich mit einem guten Magen und einem guten Schlaf gesegnet. Das hilft über vieles hinweg. Ich wache beim geringsten Laut auf, kann zehnmal wach werden und sofort wieder automatisch einschlafen. Mein Nachbar, der Bahnbeamte, scheint aber weniger gut zu schlafen. Er muß außer seiner Magen- und Halskrankheit noch andere Leiden haben. Er dreht sich um, fährt empor, hat Angstzustände und murmelt undeutliche Worte zwischen den Zähnen: „Branddepesche ... Die Linie verhauen ... zerstört ... zu viel Achsen ... Spielzeug-Rampen ..." Dann bemerke ich noch etwas: ein eigentümliches Zittern in der Luft, ein leises Nachklirren der Fensterscheiben, als donnere es irgendwo in weiter Ferne ... In der Frühe höre ich, wie der Hauptmann aufsteht, die Tür auf- und

zumacht und seines Weges geht. Es ist mir einen Augenblick seltsam schwer zumute, daß dieser vorzügliche und liebe Mensch jetzt weggeht, ohne daß ich ihm noch einmal die Hand drücke. Der Orkan hat uns zusammengeweht und wieder auseinandergeblasen! Dahin, dahin! Ich drehe mich auf die andere Seite ... Eine Stunde später erfahre ich auf der Station, der Kanonendonner wäre vom Nordosten her näher gekommen, und man wisse nicht, wie es um Jaroslau stände ...

Rzeszow, im November.

Galizien

Ich bin zu meinem Ausgangspunkt zurückgekehrt. Vor mir liegt wieder Mezö Laborc in den Karpathen, und wieder stehen dort Freund und Feind einander gegenüber. Die Transversalbahn in Galizien ist wieder von den Russen besetzt. Alle die Städte, die ich dort besuchte, seufzen unter dem fremden Joch ...

Einst schien mir Galizien ein fernes und gleichgültiges Land; jetzt ist es mir nahe und lieb, wie ein Teil von mir selbst. Durch die geringste Regung meiner Gedanken offenbaren sich Städte und Straßen und Gleise, kartenähnlich, mit roten Linien und schwarzen Punkten, in meinem Bewußtsein. Ich sehe die Bohrtürme der Naphthagruben wie langgedehnte Spukgestalten, die vom Sonnenaufgang überrascht werden und jetzt erstarrt und wunderlich dastehen, bis sie beim Sonnenuntergang sich wieder verhüllen oder in die Erde schlüpfen. Ich sehe die

verlassenen Herrenhäuser, die Eichen und Pappeln und die nordländischen, hellblonden, jungfräulichen Birken, deren Dasein in Galizien mich immer so unwirklich dünkte. Es ist noch alles an seiner Stelle, und doch ist es verloren — wie eben verloren ist, was von fremden Händen besudelt ward ...

Herrenhäuser ... Eichen ... jungfräuliche Birken mit den durchschimmernden Blättern ... das ist Galizien? Nein, in Wahrheit ist es das nicht; es lebte so, eine Sekunde lang, in meiner Phantasie. Und dennoch liebe ich es, wie es ist! Ich liebe deinen unaussprechlichen Schmutz, Galizien, dein Mittelalter, deine verseuchten Brunnen und tollen Hunde! Beschenke und segne unsere Feinde dreifach und hundertfach mit deinen Gaben! Tobe dich aus mit ihnen in wilder und verschwenderischer Hingebung deiner Brunnen und Wasser und Hunde, damit wir dich kühl und rein in Empfang nehmen können, so wie du warst — oder sein solltest. Ja, kehre kühl und rein zu uns zurück, wie der erste Schnee, der jetzt über deine kleinen, zerstückelten Äcker fällt. Messen, Dankopfer und Gottesdienste jeden Glaubens sollen dir geweiht sein, wenn wir uns wiedersehen und du schwörst, all deine Armut, deine Seuchen unseren Feinden ins Gesicht gespien zu haben. Betäube und umgarne sie mit deinen kränksten Reizen, daß sie schlotternd den Pässen der Karpathen zuwanken, wo wir stehen vor frisch aufgeworfenen Gräbern und mit dem Hasse eines halben Jahrhunderts im Herzen ...! Wieder bilden die Karpathen einen Wall gegen die Russen, indessen sie, von Norden her, scharenweise niedergemacht werden, wie schon

einmal zuvor, im Monat September. Aber auch hier müssen sie über die Klinge springen. Wo sie versuchen, durch die Engpässe zu dringen, ergeht es ihnen wie das letztemal.

Wieder kommen, zehntausendweise, die Flüchtlinge aus Westgalizien. Einige sind wochenlang mit ihren Fuhrwerken unterwegs gewesen, andere, die zu Fuß kamen, noch länger. Blutzeugen der Russen sind auch da. Im Spital liegt ein ganz junges Mädchen, die Tochter eines Apothekers, die von den Russen in Galizien geschändet und mißhandelt wurde. Sie ist nur eine von den vielen, über die wir nie etwas erfahren, weil sie den Henkern nicht entrinnen konnten und in ihren Händen den Geist aufgaben. Was hört man sonst aus Galizien? Nicht viel. Denn jetzt ist das Land tatsächlich gesperrt, sogar für mich, wie gern ich es auch wiedersehen möchte... Przemysl liegt noch da, eine umbrandete Insel in dem russenüberfluteten Land. Lemberg ist weit weg. Man sagt, daß die Russen die Stadt gewaltig befestigt haben. Fertig gegossene Betonblöcke sollen sie gebracht haben, weil der Betonguß an Ort und Stelle um diese Jahreszeit zu langsam trocknet. Was tun sie in den anderen Städten, in Jaslo zum Beispiel, wo die elternlose Zosia, das Kind mit den tränenentzündeten Augen, noch elternloser geworden ist? Hier und da haben sie die Mannlöcher der Naphthazisternen aufgemacht und die Naphtha ausrinnen lassen. Jetzt tun sie es wahrscheinlich nicht mehr, nachdem sie sich in ihrem Besitz sicher wähnen. Das prachtvolle Schloß Zawada des Grafen Raczynski ist von ihnen ausgeplündert und niedergebrannt worden.

Achtzehn Fuhren, vollbeladen mit Kostbarkeiten, führten sie von dort weg, und der Offizier, der die Plünderung als Oberräuber leitete, besaß außer dem Verzeichnis dieser Kostbarkeiten auch ein Verzeichnis aller Kostbarkeiten und Kunstschätze des Museums in Krakau. Wahrscheinlich ist er Archäologe und Kriegsmuseumskonservator. O, die Russen haben eine gründliche Vorarbeit geleistet! Überall in Galizien waren sie auf den Krieg eingerichtet. Wo unsere Truppen hinkamen, mußten zunächst Galgen gezimmert werden, die nicht leer geblieben sind. Unterirdische Telephone waren vorhanden, die Stellungen unserer Batterien wurden sofort markiert, Kapellchen standen da, in der Portée unserer Festungsgeschütze, Glocken wurden geläutet, Fenster auf- und zugemacht, alles zur unauffälligen Orientierung des Feindes. Unsere Offiziere waren so erbittert, daß man allen Grund hatte, sich in ihrer Gegenwart vorsichtig zu benehmen. Da stand zum Beispiel ein Mann an dem Wege, an dem unsere Truppen vorbeiziehen mußten. Er machte gerade kein freundliches Gesicht und nickte nachdenklich mit dem Kopf: „Geht nur, geht nur, man wird es euch schon zeigen," murmelte er unwillkürlich vor sich hin. Ein Offizier hört es, zieht seinen Revolver, zielt und schießt den freundlichen Mann über den Haufen. — „Paff weg! — Paff weg!" wiederholt mehrmals der Offizier, der es mir erzählte, indem er mit der leeren Hand andeutet, wie so etwas gemacht wird ...

Ja, sie haben schon in Friedenszeiten ihre auserkorene Beute mit Speichel begossen, um sie jetzt leichter zu ver-

schlingen. Ob sie Galizien behalten und es ungestört verdauen werden, steht in den Sternen und bei unseren Waffen. Ich glaube, daß ihnen auch diesmal nicht die nötige Ruhe gegönnt wird. Wir brauchen dieses Stück zähen Mittelalters zwischen uns und dem Tatarenreich, ganz davon abgesehen, daß es ein Kronland der Monarchie ist, in dem Menschen leben, die dort geboren wurden und es lieben, wie ich es liebe, trotz allem: trotz seiner Armut und seinem Schmutz.

Sátoralja-Ujhely, Mitte November.

In den Karpathen

Schon halbwegs auf der vierzig Kilometer langen Wagenfahrt von Ungvár nach Nagymihály fing es an. Hier kamen mir die ersten maroden Landstürmer entgegen. Hinkend oder die Beine mühsam schleppend, schlichen sie den Weg entlang, einzeln und haufenweise — der Abfall des Krieges. Je mehr ich mich Nagymihály näherte, desto häufiger zeigten sich am Wegrand diese fahlen, schleichenden Spukgestalten, die das verzerrte Abbild des Krieges in ihren fleischlosen Gesichtern trugen. Wie alles, das das Zeichen des Todes trägt, hatten sie weder Alter noch Geschlecht, aber ich vermute, daß sie einst Jünglinge gewesen sind und unlängst als bauchrunde Familienväter das Werndlgewehr ihrer Jugend wiedergesehen haben. Jetzt aber sind sie nichts mehr, und ich frage sie auch nicht, von wo sie kommen und was sie geleistet haben. Weiß ich doch, daß sie sich auf

den Etappenwegen müde und wund gegangen haben ... Rechts erheben sich die Karpathen wie ein blauer versteinerter Wellenkamm über die unendliche, große ungarische Ebene zu meiner linken Hand. Dann und wann halte ich den Atem an, um besser hören zu können, aber der frostangehauchte Wind aus den Bergen trägt keinen Donner mit sich, und ich muß mich mit meinem theoretischen Wissen begnügen, daß es in den Karpathen sogar zur Winterzeit donnern soll.

Hier und da kommen uns auch jüdische Flüchtlinge aus Nagymihály entgegen. Die meisten sind schon auf und davon. Eine ganze Familie hockt, bis zu der Nase in Kissen gebettet, in dem steifen Bretterwagen. Sehr lange Locken und Bärte haben sie und sehr viele Kinder; und wie sie da so, ein ganzer Kasten voll, von einem elenden Gaul gezogen, auf der Landstraße vorwärts oder richtiger rückwärts pilgern, fällt es mir auf, daß sie eine außerordentliche Ähnlichkeit mit den Zigeunern haben, eine Ähnlichkeit, die ich erst heute bemerke, wo beide auf der Landstraße sind. Sonst ist niemand auf der Landstraße, niemand fährt nach Nagymihály. Nur weit vor mir sehe ich zwei Reiter. Allmählich holt der Fiaker sie ein: es sind zwei Husaren. Bemerkenswert ist nur, daß die Pferde gut ausschauen, und daß die Steigbügel der Kälte wegen mit Stroh bewickelt sind. Die Husaren lassen den Fiaker nicht vorbeifahren, und so fahre ich mit Vorreitern in Nagymihály ein. Beinahe alle Häuser sind leer. Die Bevölkerung ist geflohen, begleitet von der Kanonenmusik aus den Bergen. Frauen und Kinder gibt es jedenfalls nicht in der Stadt. Selbst die Behör-

den haben ihre Familien andere Wohnorte aufsuchen lassen. Von zehntausend Menschen, ich meine Zivilisten, sind höchstens tausend geblieben. Dafür hat sich aber die Stadt mit Militär neubevölkert. In einer Straße steht eine halbe Schwadron Husaren. Train und allerlei Fuhrwerke rollen und rattern durch die Straßen. Trotzdem ist die Stadt unbelebt, eine sterbende Stadt, die noch unheimlicher wirkt als eine ganz und gar tote, weil die letzten Bewohner hoffnungslos noch am Sterbebett weilen, nur mit Selbstüberwindung den Todeshauch erharrend.

Ich suche für meine Pferde Unterkunft in einem Gasthaus, wo nur der Wirt geblieben ist, um noch einige Schnäpse ausschenken zu können, bevor alles aus ist. Ich selbst aber begebe mich zu dem Oberstuhlrichter. Ich finde ihn in seiner Privatwohnung. Er ist gerade dabei, Vorbereitungen für einen Autoausflug nach dem Barkopaß zu treffen, und ich fühle blutheiß, daß ich mir einen Platz in dem Auto erzwingen muß. Jetzt oder nie! Ich richte es also ein, daß der Oberstuhlrichter mich überredet und überzeugt, daß ich mitfahren müsse. Ich habe nicht Zeit, darüber nachzudenken, was er von mir hält und was ich von ihm halte. Dazu wird später Gelegenheit sein. Aber es macht auf mich einen guten Eindruck, daß mir sofort unaufgefordert gesagt wird, wo man seine Hände waschen kann, und daß gekochtes Wasser in der Karaffe ist. Alles, was ein gutes Haus kennzeichnet, ist also vorhanden, und ich nehme deshalb mit Vertrauen die Einladung an, als Gast nach dem Barkopaß mitzufahren. In zwei Minuten bin ich im Lederpelz, mit Filzstiefeln und Fliegermütze, und wir fahren hinaus.

Der Weg durch die Stadt wird mit Vorsicht genommen. Draußen wird das Tempo auf 60 Kilometer eingestellt, was vollständig genügt, da die Straße mit Trains besät ist. Das Auto trägt die rot-weiß-grüne Fahne Ungarns. Sie flattert und peitscht in unermeßlichen Schwingungen durch den Sturm der schneidenden Frostluft, die aus dem offenen Schlund des Barkopasses dem Auto entgegendrängt. Der Führer lenkt bewundernswert. Das Auto gehorcht ihm wie ein gut gerittenes Pferd dem Reiter. Ununterbrochen wachsen die Karpathen unserer Fahrt entgegen. Sie erheben sich aus dem blauen Dunstkreis des Horizonts, als erwachten sie aus einem Schlaf und richteten sich allmählich in voller Körpergröße auf. Weit auf einem Bergrücken steht die verwitterte altersgraue Gestalt einer Rákóczy-Burg, Zeuge vieler Kämpfe des freiheitliebenden Fürsten von Siebenbürgen und seiner Kuruczen. Dem Wege entlang liegen slowakische Bauerndörfer, deren Bewohner sorglos dem Treiben der Landstraße nachgaffen oder ihr Vieh füttern, als geschähe nicht in wenigen Kilometern Entfernung sehr Bemerkenswertes. In einem großen Dorf prangt das Kastell des Grafen Széchenyi, der eine Vanderbilt nach dieser romantischen Gegend entführt hat. Jenseits des Dorfes begegnen mir in dem Straßengraben die ersten Fratzen des Todes. Ein weißes Pferd liegt auf dem Rücken, alle steifgefrorenen Viere unbeweglich in die Luft streckend. Links auf dem Acker ruht ein toter Hund, seitwärts hingeschmissen, und — harmonisch genug — weiß wie das Pferd.

Im nächsten Augenblick sind wir in dem Barkopaß,

und von nun an ist kein Zweifel mehr. Wir haben die Heimat des Krieges erreicht. An beiden Seiten der Straße sind Granaten eingeschlagen und haben die gefrorenen Schollen aufgewühlt. Das ist gestern gewesen. Heute sind die österreichisch-ungarischen Truppen eine Stufe weiter in den Paß vorwärtsgedrungen und der Feind ist entsprechend zurückgewichen. Im Dorfe Barko machen wir halt. Hier ist der Verbandplatz. Einige hundert Meter weiter fängt die Feuerzone an. Gestern schlug eine Granate in ein Barko-Bauernhaus ein und stülpte es auseinander. Die Bewohner kamen ohne Unfall davon und sind noch immer unbekümmert in Barko. Als der Motor schweigt, hören wir deutlich die Kanonen, deren Schläge wir während der Fahrt nur als ein unbestimmbares Gemurmel der Berge empfunden haben. Wir hören es außerordentlich deutlich und aufdringlich, und — was einen besonderen Eindruck macht — wir sehen sehr anschaulich, wie die Schrapnells krepieren. Nach fünf Minuten unterscheidet man, ohne nachzuschauen, unfehlbar die Stimme der Kanonen diesseits und jenseits. Unsere sind viel heller und knapper, die russischen Stimmen liegen tiefer. Kumm! Kumm! sagen sie einladend und erhalten als Antwort zurück: Klapp! Klapp...! Einige Sekunden nachher stehen vor den Positionen kleine faustgroße, komprimierte Dampfflecken, die sich dann mit einem Ruck ausdehnen und langsam wolkenähnlich über den Himmel ziehen, meistens eine Birnengestalt annehmend. So reden die Kanonen miteinander über das Paßtal hinweg. Es ist genau wie eine Unterhaltung. Dann und wann schweigen sie, als

dächten sie über das soeben Gehörte nach, bis eine oder mehrere von ihnen auf einmal, wie in einem neuen Einfall, laut und überstürzt zu dem Gegner hinüberbrüllen. Es kommt auch vor, daß sie auf einmal sprechen, ohne den anderen anhören zu wollen, und sich ganze Salven aus den Därmen reißen, so daß der heiße Atem vor den Bergseiten lagert, wo sie einander versteckt vermuten. Ausnahmsweise geschieht es, daß die Stimmen sich verdichten und daß wütend eine Granate ausgespien wird.

Parallel mit der Landstraße, in etwa zweihundert Meter Entfernung, läuft die Eisenbahnlinie. Dieser Streifen Erde ist fruchtbares Ackerland und schon einmal vom Ackerbauer gepflügt. Es scheint für die nächste Ernte nicht genügt zu haben, denn die Granaten haben metertief nachgepflügt. Sie haben die gefrorene Erddecke in große Fetzen zerrissen und den weichen, frostfreien Boden, tausend scharfe Eisensaatsplitter hinterlassend, wahnsinnig geliebkost. Einer meiner neuen Bekannten, der Gut und Haus in Homonna hat, wo die Russen jetzt, fünf Kilometer von uns entfernt, hausen, ist etwas weiter vorgegangen. Er kommt zurück mit dem Splitter einer Granate, die fünfzig Schritt hinter ihm die Erde küßte und ihn mit dem Luftdruck zu Boden geworfen hätte. So sagte er jedenfalls. Daß Granaten da waren, habe ich aber selbst gesehen. Sie kamen suchend und lüstern an der Landstraße und Eisenbahn entlang und stürzten sich voll Heißhunger und aufgespeicherter Kraft auf die Mutter Erde ... Allmählich scheinen die Geschütze müde und der Unterhaltung überdrüssig zu

werden. Die Dämmerung schleicht grauviolett über die Berge hinein. Schließlich wird nur ein letztes losgerissenes Wort ohne Zusammenhang hinübergeschleudert. Für heute ist es genug. Morgen ist wieder ein Tag. Wir fahren nach Hause, die rot-weiß-grüne Fahne Ungarns flattert voran.

Nagymihály, Ende November.

Der Kampf um den Barkopaß

Wieder saust das Auto dem Barkopaß entgegen. Ich habe inzwischen meinen Wirt, den Oberstuhlrichter Bajusz, als einen der liebenswürdigsten und feinsten Menschen der Welt kennengelernt. Solche Menschen gibt es vielleicht nur in Ungarn, gastfreundlich über alle Grenzen hinaus, ungarische Herren und Herrenmenschen mit allem Zubehör. Mit Recht trägt sein Auto die rot-weiß-grüne Fahne Ungarns in den umstrittenen Barkopaß hinein. Es ist noch Morgen, ein Wintermorgen mit dem kühlen und trügerischen Licht der niedriggehenden Sonne. Vor uns liegt der Barkopaß mit Bergmassiven, die sich gegen Süd und Nord und tief nach Galizien hinein dehnen wie ein blauer Stier der Himmelsweiden, der sich auf der Erde ausruht. Der Barkopaß — jawohl, jetzt erst sehe ich es, ist sein Haupt. Weit hinten, wo die Russen über der Stadt Homonna stehen, ist die Stirn, und die Ausläufer der Berge sind seine Hörner, die, der Ebene zugekehrt, das Barkotal umfassen. So ruht der blaue Himmelstier mit geneigtem, nach vorn gerichtetem

Haupt, ungestört von den Schlachten der Menschen, die wie Ungeziefer ihm über die Schnauze laufen. An seiner Stirn nisten die Russen. Auf den beiden Hörnern haben wir Stellung genommen, stufenweise von Tag zu Tag vorgehend. Es ist ein Kampfplatz, der allen Ansprüchen genügt, wenn man die Sache bühnenmäßig betrachtet. Ich denke übrigens, daß diese Schlacht, die in dem großen Krieg nur eine kleine Episode darstellt, auch in anderer Weise lehrreich sein kann. Aber wie gesagt, es ist ein großartiger Schauplatz. Links die alte verwitterte Rákóczy-Burg, rechts, wenn man etwas weiter von Barko vorgeht, noch eine Riesenburg, die wie eine Luftspiegelung im silbergrauen Dunstkreis über dem Bergrücken tändelt, eine Phantasie, die Gestalt angenommen hat und jeden Augenblick wieder versinken kann.

Wir sind beim Verbandplatz in Barko ausgestiegen. Weiter kann man nicht fahren, kaum so weit. Jemand wollte vor einer Stunde weiter fahren, erhielt aber Feuer und mußte zurück. Die Lage hat sich seit gestern etwas verschoben, so daß unsere Batterien auf dem linken Flügel gegenüber den auf dem rechten vorgefahren sind. Ungeheuer schnell gewöhnt man sich an die Musik einer Schlacht. Heute höre ich, wie die Schrapnells leise pfeifend durch die Luft fliegen, als wären sie verspätete unsichtbare Zugvögel auf der Reise, der eine nach dem anderen, bis sie plötzlich in der Flucht gleichsam stillstehen, sich daunenstreuend entfedern und zärtlich und eng umschriebene Rauchwolken nebeneinander über das Tal ziehen. Rechts auf der Bergseite blitzen unsere Kanonen feuergelb: Klapp! Klapp! Tji—Tji ... singen die Schrapnells; sie

schweigen und stehen im nächsten Nu, wie schneeweiße Widder zustoßend, vor den feindlichen Stellungen. Hol euch der Teufel!... Aber die Feinde sind wieder auf die Beine gekommen: Kumm! Kumm! heißt es zurück. Tiji—Tji... Ihre Widder bocken und stoßen jetzt gegen unsere Stellungen. Es ist sehr schön, und ich muß näher herangehen. Langsam gehen wir auf der Landstraße vorwärts. Zwei Kilometer vor uns stehen hinter einem fichtengekleideten Hügel unsere Munitionswagen. Jenseits des Hügels müssen also unsere Batterien sein. Ich sehe mit bloßen Augen den Train, kann aber nicht sehen, was dort geschieht. Überall auf beiden Seiten des Weges die tiefen Gruben der Granaten und die kleinen Löcher der Schrapnells. Ich finde gleich in einem Loch eine Schrapnellhülse, die so schön und blank ist, als hätte sie niemals irgendeine Arbeit verrichtet. In anderen Löchern wiederum sind nur die zersprengten Reste des Geschosses, ein Bodenstück, Teile der Zylinderwand...

Es wird sehr bald langweilig, tote Schrapnells zu suchen. Allmählich singen die lebendigen näher und näher, ihr Pfeifen wird schärfer, die Rauchwolken gestalten sich größer und unheimlich schöner. Ich habe gar nicht Zeit, zu konstatieren, daß das Artilleriefeuer, in dessen Nähe ich bin, mich in keiner Weise belästigt — wird doch schließlich nicht gerade nach mir geschossen. Ich bin so ganz von diesem Schauspiel in Anspruch genommen, so ästhetisch — ich kann es nicht anders ausdrücken — davon erfüllt, als wäre ich bei einer Premiere eines Stücks, das mit unerhörtem Erfolg gegeben würde und noch dazu von mir selbst geschrieben wäre. Genau so ist es ge-

wesen. Habe ich es doch immer gewußt. Nie habe ich ein Wort darüber verloren, daß ich einst bei einer Wand stand, die um mich her mit Kugeln gespickt wurde, und daß ich die Szenen, die sich vor mir abspielten, mit demselben Interesse betrachtete wie eine gelungene Zirkusvorstellung mit Cowboys und Revolverschüssen. Artilleriefeuer ist aber erhabener. Das, was einem Verdruß macht, sind die Schwierigkeiten, die ein Zivilist überwinden muß, um eine Schlacht aus der Feuerzone zu betrachten. Selbstverständlich, was haben Zivilisten da zu schaffen? Ich begreife sehr gut, daß das gewisse Nachteile haben kann. Aber ein ordentlich legitimierter Berichterstatter, von dem man weiß, wohin er gehört, sollte immer so nahe der Front wie möglich sein, weil er nur dort den Krieg besingen und preisen kann. Hinter der Front ist nicht seine Stelle. Was sagen ihm die Maroden und Kranken, die abgerackerten Traingäule, all das Geschwätz hin und her, das hinter der Front giftig blüht, was sagt ihm das, was sieht er da mehr als das Zerrbild des Krieges? Nein, er muß die Schrapnells über seinem Kopf geigen hören, das bunte Paff—paffen der Infanterie, das Hurra der Sturmkolonnen und das Ko—ko—ko—kar der Maschinengewehre, die plötzlich von der Bergseite losziehen, wie große Wildhähne, denen man zu nahe getreten ist. Immerhin, ein toter Mensch ist kein Mensch mehr, wie ich mich vielfältig überzeugt habe, und ein toter Berichterstatter ist kein Berichterstatter mehr. Das ist jedenfalls in Betracht zu ziehen. Ich meinerseits tue es, meine es zu tun, und vergesse es, wenn ich bei einer Schlacht bin. Es geht einem jeden so. Der Mensch

ist ein kriegerisches Geschöpf, besonders wenn seine Instinkte freie Bahn erhalten. Dann wird er raufsüchtig wie ein Hahn und wild wie ein Eber, und es ist gut so, weil es lehrreich ist...

Allmählich bin ich in die Nähe des Fichtenwaldes gekommen, wo man an der Arbeit ist, den Batterien jenseits des Hügels Munition zu schaffen. Bei einer großen Pappel am Wege sehe ich zwei Zivilisten. Ich kenne sie. Es sind der Förster und der Oberstuhlrichter aus Homonna, die nach ihrer Stadt schauen. Ich bin der dritte im Bunde. Genau 3000 Meter vor uns liegt Homonna, von den Russen besetzt. Ich sehe deutlich die Häuser, sehe den Rauch, der noch immer aus der niedergebrannten Häuserreihe emporsteigt, und ich erinnere mich unwillkürlich eines slowakischen Bauernweibes, das gestern ganz ruhig aus der Stadt durch die Feuerzone spazieren kam, als wäre gar nichts los. Sie verhielt sich zu dem Geschützfeuer, wie ein einfacher und gläubiger Mensch auf dem Lande sich dem Donner und Blitz gegenüber verhält, sehr einfach, und das ist das einzig mögliche Verhältnis. Doch in Homonna habe ich nichts zu schaffen. Ich bin der Stadt nahe genug gekommen. Fünfhundert Meter oder weniger vor mir stehen unsere Batterien. Sie grüßen lebhaft über Homonna hinüber, wo die Russen an dem Berghang stehen. Die Russen grüßen zurück, und jetzt pfeifen die Schrapnells laut und böse, so laut und böse, daß kein Zweifel mehr möglich ist, daß sie in nächster Nähe sind. Ich denke, daß sie wie eine scharfe Klinge pfeifen, die von einem Recken geschwungen, messerscharf und immer den Ton zu einem gewissen Punkt steigernd,

den Himmelsraum schneidet und in hundert Stücke zerspringt. Lange stehen wir bei dem großen Pappelbaum am Wege, lange und unermüdlich rollt der Kanonendonner widerhallend durch die Berge, schreien die Schrapnells ihre klingenpfeifenden Falsettöne, bocken und stoßen und weiden die wolligen Widderwolken, herdenweise davonziehend und sich doch immer zauberkundig ergänzend. So wird um den Barkopaß gerungen. Morgen gehört er uns. Morgen sind wir in Homonna!

Nagymihály, Ende November.

Der Tag nach dem Siege

In der Nacht sind unsere Truppen in Homonna eingedrungen, und als der Tag graute, war die Stadt in ihrem Besitz ... Wir sind wieder am Verbandplatz aus unserem Auto ausgestiegen. Es ist verboten, weiter als bis Barko zu fahren. Selbst Graf Sándor Andrássy, der in seinem großen Reisewagen vorbeifährt und aus Budapest gekommen ist, um sein Schloß oder dessen Überbleibsel nach der viertägigen russischen Herrschaft wieder in Empfang zu nehmen, muß bei den Gendarmen haltmachen, wie alle anderen Zivilisten, wie die Zigeuner, die frierend am Wegrand nach Homonna schauen, und wie wir. Früh sind wir ausgefahren, um unter den Allerersten zu sein, die die neuerworbene Stadt begrüßen. Zögernd hebt sich die winterliche Sonne und beleuchtet diese sinnvoll gestaltete Schlachtenlandschaft mit dem bergbekränzten granaten-

gepflügten Tal. Fern in den Bergen, kaum hörbar, murmelt Kanonendonner wie Dünung nach dem Sturm. Die Russen sind über Szinna zurückgewiesen. In ihren Fußtapfen rauchen die Städte, wimmern Frauen und Mädchen. Aus den Trümmern in Homonna steigt auch heute wie gestern und vorgestern Rauch. Die Kosaken und sibirischen Schützen haben sich an brennenden ungarischen Häusern gewärmt und haben beim Schein der Feuersbrünste sich den besten Wein in den Hals gegossen. Es kommen bei Barko gefangene sibirische Schützen mit großen grauen Pelzmützen vorüber, starke Kerle, denen man nicht ansieht, daß sie einen Feldzug hinter sich haben und von so weit her sind. Eng gedrängt in dem Rahmen der Eskorte trampeln sie mit kurzen Schritten vorwärts. Etwas Unsicheres und Gebeugtes ist ihnen, wie allen gefangenen und entwaffneten Soldaten eigen. Der eine hält ein Stück Brot in der Hand und kaut tunlichst unauffällig, als wäre das Kauen vorschriftswidrig. Ich frage ihn, von wo er das Brot hat. — „Unser eigenes," antwortet er, „Kommißbrot, wie es uns geliefert wird!" Ich betaste und berieche das russische Brot. Grobes Brot ist es, aber nicht schlecht, und nach dem Aussehen der Fresser muß es auch nahrhaft sein.

Der Gefangenentransport zieht vorüber. Zuletzt kommen vier Russen, die einen großen Korb, die Reste eines Wagenkorbes scheinen es zu sein, wie eine Bahre zwischen sich tragen. In dem Korb liegt auch ganz richtig die Leiche eines russischen Soldaten. Ich sehe aber weder Verband noch Wunde und frage deshalb die Träger:

„An was ist er gestorben?" „Gestorben!? Er ist nur besoffen, Herr!" ... Nach dieser Antwort schleppen sie seelenruhig die Spiritusleiche weiter, und ich lache unwillkürlich über diesen unverfrorenen Dreckwisch, der sich feierlich besoffen mit heruntergerutschter Hose in Gefangenschaft tragen läßt. Hundert Rutenstreiche sollte er haben, um wieder zur Besinnung zu kommen. Dann aber würde er glauben, daß die russischen Offiziere doch recht hatten, als sie ihm und den Kameraden erklärten, daß die Gefangenen bei uns gehungert, geprügelt, gehängt und gerädert werden. Viele gefangene Russen, auch ein Verwundeter heute am Verbandplatz, haben mir bestätigt, daß ihnen so gesagt worden ist. Immerhin scheinen sie nicht gerade Tränen darüber zu vergießen, daß sie nun bei uns aufgehoben sind ...

Mir ist, als käme ein Zug über die Schienen der Eisenbahnlinie, und ich schaue schnell rückwärts, von Homonna weg: ein merkwürdiges, ja unheimliches Gebilde schiebt sich auf dem Gleis vorwärts, ein Wesen ist es, das mit den ausgestorbenen Riesenamphibien verwandt ist, vielleicht das Tier selbst, das, vom Donner und Blut geweckt, die versteinerten Panzerglieder emporgerichtet hat. Es ist der Panzerzug! Es ist das gepanzerte und feuerspeiende Tier, der Drache unserer Zeit! Spähend und beutesuchend gleitet er über die Stahlsaiten des Bahnpfades hinweg, langsam und doch mit gerade unheimlicher Gewalt, drei Wagen im ganzen, in der Mitte die Lokomotive, alles geschlossen, vernagelt und geheimnisvoll. Löcher sehe ich in der Panzerhaut, Luftlöcher, aus denen das Scheusal Feuer

nieſt, wenn jemand ihm in den Weg kommt, Blitz und Wolken knurrend losläßt, daß einem übel dabei zumute wird. Der Panzerzug macht gerade gegenüber dem Verbandplatz halt. Was will das graugrün kriegsgemalte Fahrzeug? Wie wird es ſich jetzt benehmen? Geſpannt trete ich näher. Wäre es geſtern oder vorgeſtern geweſen, hätte ich mich in hübſcher Entfernung gehalten, weil es in der Umgebung des Fahrzeuges Feuer regnete, heute aber iſt der Wolkenbruch vorüber. Plötzlich, während ich ſo vorwärts gehe, öffnet ſich die Panzerbruſt des erſten Wagens, und aus dem Ungeheuer ſpringt ein Mann, wie Jonas aus dem Bauche des Walfiſches, und ſteht ganz unwahrſcheinlich da auf dem ſoeben menſchenleeren Gleis. Ihm folgen ein zweiter und dritter. Die zwei erſten ſind Offiziere, der dritte iſt Maſchiniſt. Ich gehe auf die zwei Offiziere zu und grüße. Sie ſehen tatſächlich aus wie Weſen der Tiefe, die plötzlich an das Tageslicht kommen. Blaß und übernächtigt und ſehr ernſt ſehen ſie aus: Ob das Kommando hier ſei? — Nein, hier iſt nur der Verbandplatz. Das Kommando iſt weiter vorne! Viel mehr wird nicht geſprochen. Wir ſchweigen und rauchen. Doch ich frage: Sagen Sie, bitte, Herr Hauptmann, wie geſchah es, daß Ihr Offizier vergangenen Tag verwundet wurde? Der Hauptmann zeigt mit dem Kopf und den Augen ſeitwärts in die Höhe, und ich bemerke dabei eine hutähnliche Panzerluke auf dem breit gewölbten Rücken des Fahrzeuges. — Ich hatte ſoeben ausgelugt, erklärte mir der Hauptmann, und war wieder mit dem Kopf drinnen, bereit, die Luke zu

schließen, als der Leutnant bat, auch für einen Moment sich umsehen zu dürfen. Wie er mit dem Kopf draußen war, ging ihm eine Kugel quer durch die Nasenwurzel und goß ihm dabei beide Augen aus ... Der Hauptmann schweigt eine Weile, unbeweglich am selben Fleck stehend. Schließlich sagt er: Sie haben spezielle Revolverkanonen für uns mitgebracht, deren Kugeln die Panzerhaut nur gerade widersteht. Den Kopf durch die Luke zu zeigen, ist riskant ... Ich habe die Ehre ... Vorwärts! ... Er und die zwei anderen springen in das Fahrzeug hinein. Die Panzerbrust klappt zu, zwei Dampfstrahlen stieben aus dem Bauch der Lokomotive und wieder gleitet das Panzertier langsam spähend mit unheimlich verhaltener Gewalt über den Schienenpfad, uns und den Verbandplatz hinter sich lassend...

Auf dem Verbandplatz Barko bin ich schon wie zu Hause. Ich kenne die slowakischen Bauern und Frauen, die am Wege stehen, wenn sie gerade nicht ihr Vieh wie sonst jeden Tag füttern. Ich kenne die Kinder, die mit leeren Konservendosen und Schrapnellhülsen so sorglos wie je in der Dorfstraße spielen, kenne die Ärzte, Gendarmen, die Häuser und Bäume und weiß genau, wie ein Regiment oder Bataillon sich verhält, das zur Verstärkung angelangt ist: Der Befehlshaber mit Ordonnanzen macht halt, liest die Karte und biegt links ab durch das Dorf, leise das Pferd mit den Schenkeln drückend. Ihm folgt der Truppenkörper. Die Mannschaften sehen ebenso ruhig und selbstverständlich aus, als gingen sie ihrer täglichen Arbeit nach. Mit ihrem

neuen Beruf sind sie schon vertraut. Sie marschieren in freien elastischen Reihen, den Oberkörper leicht vornübergebeugt, um die Aufpackung auf den richtigen Schwerpunkt wirken zu lassen. Dabei rauchen, lachen und unterhalten sie sich ebenso sorglos und gemütlich wie sonst. Sie sind zu Hause, sind Glieder einer Familie, Glieder des Truppenkörpers, der ihr zweites, ja vielleicht einzigstes und letztes Haus und Heim geworden ist. In derselben Weise und von derselben Hausordnung beseelt, gehen sie in das Gefecht hinein, fallen, werden verwundet oder kommen mit heiler Haut davon, je nachdem. Der Tod und die Wunden haben schon das Außergewöhnliche verloren, sind etwas Unvermeidliches, was dem Beruf anhaftet. Am Verbandplatz erregen auch die Verwundeten gar kein Aufsehen. Sie kommen hinkend oder angefahren, werden behandelt, verbunden und weiter geleitet, sachlich und selbstverständlich, weil es nun einmal beim Gefecht Tod und Wunden gibt, und weil an einem Verbandplatz Verwundete da sein müssen. So schafft und gestaltet der Krieg neue Gefühle und Gewohnheiten, lenkt die Menschen in neue Bahnen, die vielleicht dem Ursprung des Lebens näher sind, als Menschen des Friedens je gedacht haben. Ich antworte nicht auf die Frage, ob es so besser sei. Die Tatsache genügt mir vollständig ...

Der Verbandplatz ist hinter uns. Wir fahren gegen Homonna. Auch diesen Weg kenne ich, als wäre ich als Kind hier in die Schule gegangen. Unbewußt hat jeder Zoll dieses Weges von Barko bis zu den Pappeln neben dem Wächterhaus, wo ich unter den Schrapnell-

und Granatenbahnen stand, sich in mein Bewußtsein unvertilgbar eingegraben. Hier links standen unsere Batterien. Weiter vorn liegt Pferdekadaver neben Pferdekadaver im Straßengraben. Auf dem Hügel links vor Homonna steht eine katholische Kapelle. Der Weg hinauf ist mit eingemauerten Heiligenbildern umrahmt, und hier, dem Weg zur Kapelle folgend, und sich noch jenseits etwa einen Kilometer weit dehnend, starren uns die leeren russischen Schützengräben entgegen, wo der Feind vor Homonna den letzten Widerstand leistete. Hier will ich mich genau umsehen und mir genau jede Einzelheit für immer einprägen!

Homonna, Ende November.

Der Kalvarienberg

Dicht vor Homonna auf einem langgedehnten Hügelrücken, der die Landstraße und das Flachland im Barkopaß beherrscht, haben die Russen den letzten Widerstand geleistet. Ein paar Schützengräben liegen jenseits der Landstraße. Auf der anderen Seite reihen sie sich aber eng aneinander, dem Weg zur Kapelle auf dem Hügelgipfel folgend. Auf beiden Seiten des Kirchenweges stehen eingemauerte Heiligenbilder, Zeichen des Friedens, die jetzt in die blutigen, soeben gestürmten Schützengräben hineinschauen. Hinter einem solchen, kaum mannshohen Mauerpfeiler liegt ein dicker, weißwollener, blutbefleckter Soldatenstrumpf, daneben blutige Leinenfetzen, russische Patronen mit schönem, spitzblankem

Mantel und ein brauner toter Hund. Der Eigentümer dieser Sachen ist aber nicht da. Er ist da gewesen, erst unlängst sogar, und jetzt fehlt er irgendwie im Bilde, obschon die Andeutungen, die er hinterlassen hat, sein Schicksal geradezu unheimlich verschleiern. Es ist ein Russe gewesen, sonst hätte er sich auf der anderen Seite, wo der Kalkputz von Kugeln stark gepfeffert ist, niedergelassen. Es läßt sich dem Befunde nach nicht enträtseln, ob er je wieder hinter dem Heiligenbild auf der Erde, die sein Blut getrunken, danksagend knien wird ... Die Schützengräben sind sehr gut gegraben. Zuerst hat man mit Beil und Hacke die etwa zehn Zentimeter hartgefrorene Erdkruste bearbeitet und dann die weiche Erde mit dem Spaten wie Butter gestochen und als Wall vor dem Graben aufgeworfen. Die fette Lehmerde trägt noch die blanken Spuren der Spatenstiche, ist noch immer weich und warm und frostfrei, als wäre sie soeben entblößt, was ja auch der Fall ist, wenn man mit ein paar Stunden nicht rechnet. Doch, die Schützengräben sind abends hergerichtet, denn sie sind beinahe alle schön mit Kissen und Polstern aus den Homonnahäusern ausgelegt. Allerlei Kissen sind da, Kissen von verschiedenem Ursprung und Lebensgang, die hier alle zusammen einmal wirklich etwas erlebt haben. Einige von den Grabengästen haben richtige Himmelbetten mit Dach gebaut, indem sie in der Mitte die gefrorene Erddecke untergraben haben, um gegen böse Träume sicher zu sein. Die Wände der Gräben laufen der Tiefe nach schräg vorwärts und alles ist somit getan, um die Gefahr von obenher möglichst zu verhüten. Daß trotz-

dem etwas von oben gekommen ist, sieht man deutlich. In einem schmalen Streifen vor und hinter und in den Schützengräben ist beinahe keine Stelle, wo man auch hinschaut, die nicht von unseren Schrapnells und Granaten gewaltsam berührt ist. In den Löchern stecken Splitter und zerrissene Schrapnellhülsen. Besonders die Schrapnells können sogar beim Einschlagen der Hülsen in die Erde ihr phantastisches Wesen nicht lassen. Sie führen irgendeinen Stoff mit sich, der die Erde tief ziegelrot färbt, als wäre es notwendig, auf einmal der Mutter Erde den ewigen Tod und die Jungfräulichkeit aller Dinge ins Gedächtnis zu rufen.

Ein Schrapnell ist, ein faustgroßes, weißumnagtes Rattenloch hinterlassend, durch das verwitterte Holzdach der Kapelle gegangen, hat das Mauergewölbe durchbohrt, Backstein, Kalk und Staub mitzerrend, um in dem Boden des heiligen Hauses zur Ruhe zu gehen. Sonst ist nichts geschehen. Die Eisengittertür ist geschlossen und alles in der Kapelle ist wie vordem. Die dem Feuer zugekehrte Außenwand aber ist mit Gewehrkugeln geradezu gespickt. Ein jeder, der da während des Gefechtes gestanden hätte, wäre von einem Dutzend Kugeln durchsiebt worden. Ob er, der hinter der Kapelle liegt, zufällig da jenseits an der Feuerseite gestanden hat, verweigert er mitzuteilen, weil er tot ist. Es ist ein russischer Infanterist. Seine Uniform ist sauber und ganz. Nur in den linken Ärmel zwischen Schulter und Ellenbogen ist ein rundes, daumengroßes Loch gerissen. Der Rand des moosgrauen Mantelstoffes ist rötlich, und tiefer im Loch staut sich geronnenes Blut, das sich

unter dem Mantel, da, wo Lunge und Herz sind, zu einem Pfuhl erweitert, dessen heiße Purpurwässer jetzt vor Kälte erstarrt daliegen. Er ruht geradeausgestreckt auf dem Rücken, das Gesicht unter der Tellermütze verborgen, am Fuße eines alten Baumes, dessen oberste Äste frische Brüche zeigen. Behutsam hebe ich die Tellermütze von seinem vermummten Gesicht und stehe lange, mit seiner Mütze in der Hand, über ihn gebeugt, ihm ununterbrochen in die offenen, todesverschleierten Augen schauend. Dunkel errate ich, daß er den den Menschen entzogenen Ewigkeitssinn erkämpft hat, weil sein gebrochenes Auge allwissend wie das des Tieres ist, allumfassend und göttlich. Er ist ein ganz junger und gesunder, blonder Mann gewesen, und nichts wäre sonst an ihm auffallend, hätte nicht ein Umstand dazu beigetragen, ihm eine selten furchtbare Schönheit zu verleihen. Aus jedem Mundwinkel, genau im gleichen Maße, ist ihm nämlich das Blut neumondähnlich über das Kinn geronnen, zwei feingeschwungene, spitz zulaufende Bogen bildend. Er, der wahrscheinlich etwas blonden Flaum auf der Oberlippe hat, ruht im Tode mit einem blutroten, enganliegenden Bart da, als wäre er, der blonde Russenjunge, nur eingeschlafen, um nach einem Stündchen auf einem Maskenball in den glutheißen Ruinen Homonnas umzugehen, als ein chinesischer Mandarin mit rotgewichstem Schnurrbart und russischer Felduniform. Lange schaue ich ihn und seinen letzten Einfall an, so lange, daß er ewig in meinem Dasein weiterleben wird. Danach verberge ich wieder sein junges Gesicht unter der Tellermütze und lasse ihn allein.

Jenseits der Kapelle aber, einen Kilometer weit, reihen sich die Schützengräben kettengegliedert wie ein Bandwurm einander an. Viele Zeichen des Kampfes liegen in und bei ihnen: haufenweise nicht abgefeuerte russische Patronen mit leeren Hülsen vermengt, hier und da auch mit den unsrigen, erkennbar durch die anders gestalteten Kassetten und Spitzen, Patronentaschen, Schuhe, meistens ungepaarte und aufgeschlitzte, blutige Verbandfetzen und weitere Leichen von Feinden, verschiedentlich getroffen. Einer von ihnen ist ganz violett im Gesicht, weil das Blut in ihm auf einmal stehengeblieben ist. Er hat gerade mitten in der Stirn ein rundes Loch. Es liegen auch zerbrochene Gewehre da, meistens russische. Also haben sie dem Sturmangriff der unsrigen geharrt und sich mit dem Kolben verteidigt, das heißt diejenigen, die Befehl erhielten, in den Schützengräben zu bleiben, um den Abzug der übrigen zu decken. Man sagt, daß ein Bajonettangriff immer unwiderstehlich ist, wenn die anstürmenden Kolonnen in der Feuerzone nicht zusammenbrechen. Haben sie erst das Feuer überwunden und sind sie so nahegekommen, daß nur die kalte Waffe redet, ist das Schicksal der Schützengräben und derjenigen, die darin sind, besiegelt. Hier ist es jedenfalls so geschehen, und ich kann mir sehr anschaulich, den Spuren nach, vergegenwärtigen, wie ein Bajonettangriff gemacht und erwartet wird, nachdem die Feuerwaffen plötzlich sterbend schweigen, in einer Stille erstarrt, die gläsern in Hurra und Todestoben zerbricht.

Das Schlachtfeld liegt jetzt einsam und ausgestorben

da. Wäre die Erde nicht gefroren, hätte der Bauer ungestört anfangen können, die Granatsplitter und Schrapnellhülsen, die zerbrochenen Gewehre und das Blut herunterzupflügen, um einen Versuch damit zu machen, was aus dieser Saat reifen würde. Aber, wie gesagt, die Erde ist gefroren und für eine Saat unzugänglich. In der Niederung scheint eine Herde über die winterlichen Weiden getrieben zu werden. Nein, es ist keine Herde, es sind gefangene Feinde, Russen, die die Arbeit auf den Feldern im Barkopaß eingestellt haben und mit leeren Händen davongehen. Was denken sie und was empfinden sie jetzt, wenn sie nach ihren Schützengräben hinaufblicken? Haben sie mit Liebe die ungarische Erde bestellt und gehen sie mit Liebe von ihrer Arbeit, wie einst an der Wolga und jenseits des Ural, als sie zum letztenmal dort die Äcker bestellten?

Homonna, Ende November.

Inferno

Von der Hügelkapelle mit den Schützengräben sind es nur einige hundert Meter nach Homonna. Rechts von der Landstraße liegt ein großer leerer Platz, der wahrscheinlich als Viehmarkt oder ähnliches gedacht war. Alles auf diesem Platz atmet Greuel, trägt die Zeichen, die Spuren, die Fingerabdrücke des Krieges und einer geplünderten Stadt und ist eben deswegen doppelt unheimlich. Der Platz ist eigentlich ganz leer, und weil er ganz leer ist, sieht man erst langsam und suchend,

was sich dennoch darauf befindet. Nichts Besonderes: zerfetzte Kissen und Polster, weggeworfene, abgetragene Kleider und Wäsche, aufgebrochene und zertrümmerte Kisten und Kasten, alte, seltsam verzerrte Schuhe und Stiefel, die einen besonderen Eindruck der Verlassenheit und Verwesung hervorrufen, Pferdekadaver, von denen einer sogar abgedeckt ist, verreckte Hunde und Katzen, alles so grauenhaft schön zusammengestimmt, als hätte der Teufel sich eines Nachts damit amüsiert, ein Spukbild der Kriegsgreuel zu malen, und als wäre er, vom Morgengrauen überrascht, das Bild vergessend, davongelaufen.

Jetzt habe ich es! So wie die Hunde besonders fette Bissen abseits tragen, um sie ungestört zu genießen, und die letzten Stücke, die nicht mehr in den Hals hinein wollen, schlau um sich blickend verscharren, so sind die Russen mit besonders wertvollen Beutestücken abseits auf diesen Platz hinausgetreten, um sie ungestört herunterzukriegen. Und — daß der Teufel dabei gewesen ist, sehe ich jetzt plötzlich und so beängstigend deutlich, daß es mir bei hellichtem Tage kalt über den Rücken läuft. Er hat nämlich sein Pferd, das Höllenpferd hat er vergessen! Wie konnte es nur meinen Blicken bisher entgehen? Es steht mitten auf dem Platz, mitten in dem Spukbild des Grausens, steht, kraftlos hängend, auf drei Beinen, und doch eine satanische Gewalt ausdrückend. Das vierte Bein, das linke Vorderbein, ist gehoben; es berührt nicht die Erde, weil es huflos ist. Jedenfalls will es mit dieser Haltung ausdrücken, daß eine Höllenpein in dem Beine

wütet, ein Schmerz, so bodenlos, daß er keinen Namen mehr trägt. So steht das vergessene, auf die Erde niedergekommene Höllenpferd, kraftlos hängend, vom Schmerz so über allen Begriff hinaus vergeistigt da, daß nur die dürren Knochen unter der braunversengten Haut und ein gläserner Eisschimmer in den leeren Augenhöhlen übriggeblieben sind: ein Sinnbild, ein Wahrzeichen vor der Stadt, das es eigentlich unnötig macht, in die Stadt selbst hineinzugehen. Trotzdem tue ich es.

Unsere Truppen sind in der Frühe in die Stadt eingedrungen. Neue Truppen rücken noch immer nach mit Train und Troß. In den Straßen ziehen Patrouillen auf und ab. Überall stehen Posten. In den eingeäscherten Häusern raucht und glimmt es noch. In der Straße, die zum Stadtplatz führt, sind rechts eine Reihe verkohlter Ruinen. Links stehen die Türen und Tore eines Hauses sperrangelweit offen. Im Garten und im Hof liegen Teile der Einrichtung bunt durcheinander gestreut. Wir treten, etwas feierlich gestimmt, in das Haus ein. Es ist das Haus des ersten Advokaten in Homonna. Jedes Zimmer, jeder Schrank, jede Schublade ist durchwühlt und der Inhalt wild über die Diele hingestreut. Stühle, Tische, alle die feinen Möbel scheinen betrunken gewesen zu sein, derbe Tänze getanzt und ihre Eingeweide ausgespien zu haben. In allen anderen Häusern sieht es ähnlich aus; nur daß die ärmeren und armen Wohnungen ihre Armut ganz erbarmungslos nach außen gekehrt haben. Von den den Platz umrahmenden Häusern sind viele reihenweise niedergebrannt. Ungefähr fünfundzwanzig sind in Homonna den Mord-

brennern zum Opfer gefallen. Gemordet haben die Russen nämlich auch. Mein Bekannter und Schlafkamerad mit dem Granatsplitter kommt rufend und mit den Armen fuchtelnd aus seinem Haus heraus. Er hat in den drei letzten Nächten nicht gut geschlafen. Ich habe es gemerkt, denn er warf sich umher, rauchte Zigaretten und sah fortwährend nach der Uhr. Er störte mich in keiner Weise, war wenigstens sehr bemüht, es nicht zu tun, und ich verstand, daß er nachts mit besonderer Unruhe und Sehnsucht an sein Haus in Homonna dachte. Am Tage war an ihm nicht das geringste zu bemerken. Er lachte, erzählte und war lauter übertriebener Tätigkeit, als hätte er in seinem Auto die persönliche Oberüberwachung der Schlacht bei Homonna übernommen ...

Er kommt also aus seinem Haus, fuchtelnd und rufend, uns entgegengerannt: „Sie haben einen Menschen in meiner Wohnung ermordet!" brüllt er, und wiederholt es mit blutrotem Kopfe und mit weit aufgerissenen Augen. — „Wo ist die Leiche?" frage ich und trete sofort vor. — „Hier! Schauen Sie selbst! Furchtbar!" ... Wir kommen in ein ausgeräumtes Parterrezimmer, links vom Tor hinein. Es ist weder ein Leichnam, noch ein Sarg darin; aber wie ich mich umblicke, sehe ich, daß die weißen Tapeten an der einen Wand von oben bis unten mit Blut bespritzt sind. In der Ecke steht eine Lache von einer unbestimmbaren Flüssigkeit. — „Wo ist die Leiche?" — „Im Garten, sagt man." Mein Bekannter ist, unter der Gewalt der Eindrücke, anscheinend dabei, den Mord in seinem

Hause zu vergessen. Sein slowakischer Hauswächter führt mich händeringend in den Garten hinaus. In einer schmalen, kaum metertiefen Rinne liegt der Leichnam, wie zufällig hinabgeworfen, und halb entblößt. Ich sehe zuerst das Gesicht, ein grobes, braunes, von Kolbenschlägen zerstampftes Somaligesicht mit ausgesprochen männlichen Zügen. — „Aber," sage ich, und jetzt ist gar nichts Gewöhnliches mehr dabei, „er hat ja langes Frauenhaar und Frauenkleider!" — „Ja, ja! Ein Narr war er, nicht gescheit im Kopf ..." erklären verschiedene Stimmen. Die Russen haben gedacht, daß er ein verkleideter Spion wäre, besonders, weil er taubstumm war und weder ihre Fragen hören, noch darauf antworten konnte!... Es mag sein, daß es so gewesen ist. Ich aber schaue, ohne die Augen abwenden zu können, den halbentblößten Leichnam an, das Somali-Mannesgesicht, das lange Frauenhaar und die weißen, schmächtigen Frauenglieder, und ich habe ein Empfinden, als stände ich der größten und dunkelsten Tragödie aller Zeiten gegenüber ...

Wieder sind wir auf der Straße. In dem kleinen, eingedämmten Bach, der mitten durch den Platz rinnt, liegt ein totes Kosakenpferd und die kurze Reitjacke eines Kosaken. Der Reiter ist nicht da. Drei Schritte weiter kommt uns der Dorfrichter entgegen, ein stämmiger sechzigjähriger Mann. — „Nun, wie ist es gewesen?" Der Dorfrichter sieht uns einen Augenblick schweigend an, preßt dann seine beiden flachen Hände gegen das Gesicht und schluchzt, hilflos wie ein Kind. Kaum vernehmbar murmelt er: „Geschlagen haben sie mich!..."

Wir gehen weiter und begegnen einem Juden. — „Sind Sie hier gewesen?" — „Ob ich hier gewesen bin!" Und strömend fließen die Greuelgeschichten von seinen Lippen. — „Eine Mutter von sechs Kindern — — — drei Tage liegt sie bei mir ..." — „Wo?" — „Bitte schön, gleich hier um die Ecke!" In zwei Minuten sind wir da. Ein kleines Zimmer, so klein, daß nur ein Bett, ein Tisch, zwei Kisten und die Leiche auf dem Fußboden Raum haben. Auf dem Bett hockt ein uraltes Weib, in einer Ecke haben zwei Kinder sich verkrochen. Die Tote ist mit einem groben Leinentuch bedeckt. Ich hebe das Tuch etwas auf und sehe wieder das Antlitz des Todes: Spuren von Kolbenschlägen, weit offene Augen und einen Mund, in Qual und Entsetzen erstarrt. — „Drei Tage liegt sie hier ... Mutter von sechs Kindern!" wiederholt der Jude. — „Wo sind die Kinder?" — „Zwei Häuser von hier." Ich meine, an Wahnvorstellungen zu leiden, und eile davon, um die madjarische Prunktracht des königlichen Notars zu betrachten. Die roten Hosen liegen im Garten, Dolman mit Agraffen im Vorzimmer, Gürtel anderswo; die Sachen sind tausend Gulden wert, weshalb sie nicht mitgenommen wurden, weiß niemand ...

So ist die ganze Stadt von Mordbrennerhand durchwühlt und vergewaltigt. Im Schlosse des Grafen Sándor Andrássy ist verhältnismäßig am wenigsten geschehen. Die wertvollsten Sachen waren schon im voraus weggebracht. Jetzt fehlen eine teure Waffensammlung und alte edle Weine. Sonst nichts. Aber die Spuren der Russen sind da: Dreck und Gestank.

Vor dem Schloß sitzen in einer Gruppe etwa zwanzig slowakische Weiber, die der Versuchung nicht standhalten konnten und von dem verstreuten Gut ein bißchen an sich gerupft haben. Etwas weiter befindet sich eine Gruppe gefangener Russen, die soeben aus den Kellern herausgeholt worden sind. Einige von ihnen sitzen, halb liegend, schlaftrunken auf der Erde. Vor diesen Gruppen geht mein Bekannter und Schlafkamerad, himmelhoch fluchend und mit den Armen fuchtelnd, auf und ab. Er muß Pausen machen, um sich zu erholen und von vorn wieder anfangen zu können. Kein Schimpfwort der slowakischen und ungarischen Sprache, kein sinnvoll und kunstgerecht kombinierter Fluch wird den beiden Gruppen erspart. Die Russen schielen kummervoll zu ihm hinauf. In einer Pause sagt er mir: „Diese da lagen in meinem Keller, all den Wein haben sie ausgesoffen, dem da schlug ich mit dem Karabiner sieben Zähne ein ... Hunde und Kanaillen! ...“

Ich habe genug gesehen. Wieder auf dem Stadtplatz angekommen, schaue ich zufällig durch die zersplitterte Tür eines Kellerhalses hinein. In dem Keller ist seltsamerweise alles in der schönsten Ordnung. Alles steht unberührt an seinem rechten Platz. Auf einem Sack an der einen weißen Kalkwand liegt ein schwarzer Hund, ein ganz gewöhnlicher schwarzer Dorfhund mit einigen grauen Haaren um die Schnauze und zwei dunklen und treuen Augen. Ich sehe dem Hunde in die ernsten, lebendigen Augen, die wachsam auf mich gerichtet sind und die vier Tage und Nächte lang in derselben treuen

Wachsamkeit auf jeden Fremden gerichtet waren, der in den Keller hineinwollte. Und ich verstehe, daß alles in der Welt verwesen und zugrunde gehen kann, wenn nur zwei treue Augen übrigbleiben, und wären es nur die schwarzen Augen eines ganz gewöhnlichen Dorfhundes.

Als Wahrzeichen vor der Stadt stand der Höllengaul. In einem Keller mit gewaltsam zersprengter Tür wachte ein treuer Hund. Es ist kein Gedicht, sondern die Wahrheit selbst. So hausten die Russen in Homonna! Ich habe Zeugen! Ja, ich habe Zeugen dafür, daß das huflose Pferd vor der Stadt am Nachmittag zu Boden gestürzt war und dalag mit dem ganzen ausgedorrten Körper flach an die Erde gedrückt.

Homonna, Ende November.

Ave Hungaria!

Immer bist du, Ungarn, das Land meiner Träume gewesen. Deine stromdurchzogene Ebene, deine Berge, deine Jagden und Geigen gaukelten in mir, fremd und doch so nahe, wie Abenteuer und Rittertum mir immer nahe waren. Lange ehe ich dich kannte, habe ich deine im Sonnenbrand heiß atmenden Weizenfelder, deine Dörfer und Pflüger und deine Mädchen in den buntgestickten Kleidern sehnsüchtig gerufen, wie die Stätten und Gestalten aus Tausendundeiner Nacht! Du warst nur eine Tagereise von mir entfernt, und doch kam ich nicht, suchte ich dich nicht, als wärest du

unerreichbar, und als läge ein Menschenleben zwischen uns. Du bist in eiskalten Nordlandsnächten auf meinen Lippen gewesen. Golden, voll Süße, Torheit und Mut, branntest du in meinem Glas, brachst du ein in mein Herz, sprachst du von der Tokaier-Sonne und dem kühlen Sternenlicht der Reifenächte im Oktober ... Du sprachst und kamst zu mir bei Tag und Nacht, erzähltest mir von deinem Weizen, deinen Jagden und Geigen und deinem goldenen Wein — und ich kannte dich nicht! Kenne ich dich heute, da ich vier Neumonde in dir und mit dir gelebt habe? Kann ich heute über dich sprechen, nüchtern berechnend deine Gegenwart und Zukunft abwägen, jetzt, da du mich mit deinen Gaben, mit deiner Huld und Gunst grenzenlos betört hast? ...

Eine alte Welt in Trümmern, ein Heute in Blut und Todeskampf, ein siegreiches Morgen dem Starken! In diesem Zeichen kam ich ungerufen zu dir, um dich an deinem schwersten und größten Tag kennenzulernen. Und das, was du mir je in Nächten des Friedens von Mannesmut und Hingebung vorgezaubert, hast du am Tage der Fehde siebenfach wahrgemacht. Ich kam zu dir, und als du mein erstes Wort vernahmst, öffnetest du mir deine Türen und Tore, so weit die rot-weiß-grüne Fahne weht. Wie jede große und echte Liebe kamst du mir selbst entgegen, überhäuftest mich, ungebeten, mit Gnade und Treue, daß ich mich ärmer denn je fühlte, weil ich es dir nie vergelten kann. Ich sprach, als wären sie meinesgleichen, deine großen Männer und deinen größten Mann, dessen Namen ein jeder

diesseits und jenseits der Meere kennt, ohne daß ich ihn nenne. In die Hände gaben sie mir die Zauberwurzel, bevor ich noch den Wunsch ausgesprochen hatte, damit ich, wie ein Prinz aller Märchen, königlich von ganz Ungarn als Gast empfangen würde. So bist du zu mir gewesen, Ungarn! Ich hole als Dank aus meinem Herzen das beste und treueste Wort, das ich sagen kann, und reiche es dir, schmerzlich bewegt, weil ich weiß, daß es doch zu gering ist, um all das auszudrücken, was ich sagen möchte ...

„Sich weinend unterhalten, weinend lustig sein," so heißt es in Ungarn. Nie hörte ich es zuvor, obschon ich wußte, was es bedeutet: nicht alles sagen zu können. Vier Neumonde habe ich Ungarn gesehen: vier Menschenleben scheinen es mir zu sein, und ich verstehe nicht, daß ich meinen Körper noch gerade unter der Wucht des unsagbar Erlebten trage. Was gibt es nun noch mehr als meinen eigenen Tod? Oder werde ich unsterblich sein, um alles noch einmal zu erleben, wie ein Mysterium in der vierten Dimension, damit ich, noch immer aufrecht, dir, Ungarn, am Tage des Friedens ein Heil zurufen kann, ein Heil dir und deiner großen Zukunft! ... Was ist denn eine Zukunft anders als das Erwachen unverbrauchter Kräfte, die, einmal geweckt, sich einem einzigen Ziel entgegenwerfen! Ein unberücktes Volkstum, das jäh aus dem Schlaf emporspringt, um, halb im Traum, das gelobte Land mit Eisen zu umgürten, ein Volk, das, fäusteballend, mit dem Herz auf den Lippen, sich aufrichtet, um sein ährenwogendes Land zu schirmen — das ist die Zukunft!

Sinnend suche ich in dem alten Jahr, Bild nach Bild belebend, um Abschied zu nehmen von dem, was war. So sehe ich dich, Oberleutnant Nagy, du schwarzer Tiger und Meisterringer in jedem Stil, du einst verwundeter und jetzt vor Krakau gefallener unvergleichlicher Junge. Nie mehr werde ich deine sehnige Kriegerhand drücken, nie mehr in dein großes, von einem frühen Heldentod verklärtes Auge schauen. Aber ich gelobe dir, daß ich nach jenen Feldern pilgern werde, wo Ungarn dich verlor. Hättest du ein Pferd gehabt, ich würde in deiner Stadt warten, bis es ohne Reiter durch die Hauptstraße heimkehren würde, so wie einst die herrenlosen Rosse deiner gefallenen Kameraden trauerumflutet heimkehrten. Was du sonst hinterlassen, Nagy, außer dem Pferd, das du nicht mehr besessen, darüber vermag ich nichts zu sagen. Ich weiß nur, wie mir, dem Fremden, zumute ist, daß ich dich nie mehr sehen soll. Und dennoch wünsche ich nicht, daß du um meinet- noch um anderer willen von den Toten auferstehen mögest, denn du bist da, wo du liegst, auch Ungarns und unser aller Zukunft. Nicht allein liegst du dort; reihenweise liegt die Blüte deines Volkes da, so heiß geliebt und betrauert, wie es noch nie einem Toten zuteil geworden!

Das alte Jahr! Wieviel wäre noch zu sagen, wenn sich die Sonnenwende nicht schon vollzöge. Komme nicht wieder, du altes Jahr! Sei dahin und vergessen, damit wir unter deiner Erbschaft, so schwer sie auch sei, nicht zusammensinken! Sei dahin und vergessen, und sei du willkommen, du neuer Zeuge unseres Blutes und unseres Willens!

Das neue Jahr!

Was ist mein Gruß? Wer bittet darum! Und dennoch grüße ich euch alle, die um den Stamm Europas kämpfen, ich grüße euch, wie einer grüßt, dem es weh und wunderbar ist, daß er noch lebt, und, vielleicht, einen siegesgesegneten Frieden sehen darf.

Du, Ungarn, du aber weißt, wer ich bin, weißt, daß ich dich lieb habe. Dir drücke ich die Hand. Sei gegrüßt und bedankt, herrliches Volk, Perle der Monarchie!

Budapest, Ende Dezember.

Hunger

Viele kommen durch diese Stadt, deren Namen sie vielleicht heute zum erstenmal gehört haben. Sie kehren im „König von Ungarn" ein und ziehen nach Stunden oder Tagen wieder von dannen, fremd, wie sie kamen. Einige, in neuen Uniformen, fahren vom Westen her den Karpathen entgegen, andere, in kriegsgetragenen Kleidern, haben die Karpathen hinter sich: auf immer, für kurze oder lange Zeit, je nachdem. Der Speisesaal im Hotel ist kein Prunkgemach, nein — weit entfernt; aber er kann trotzdem strahlen, als wäre all das Licht des Lebens hier zu Hause ...

Die Tür geht auf. Herein tritt ein Hauptmann. Geblendet von dem Licht, schließt er einen Augenblick die müden Lider, um sie im nächsten Moment so weit auseinanderzureißen, daß die großen, tiefliegenden Augen mit den erweiterten Pupillen drohen, das fleisch-

lose, entsetzlich verknöcherte Gesicht zu zersplittern. Aber er nimmt sich zusammen, geht, hart auf den Boden tretend — so hart, daß er dabei vor Kraftlosigkeit schwankt —, drei Schritte vorwärts, macht halt und Front, haut die Absätze der kotigen Stiefel gewaltig zusammen, reißt den Arm empor und salutiert stramm den Herrn Oberst, der, umgeben von seinen Offizieren, am großen Tisch präsidiert. Der Oberst schaut halb abwesend von seinem Teller empor, nickt dem Knochenmann herablassend zu und vergräbt sich wieder in seinen gefüllten Teller. Seine Offiziere, die den Hauptmann von der Front nur flüchtig angeschaut haben, tun dasselbe. Es sind Galizier. Sie bilden in Ungarn galizische Rekruten aus und haben sonst wenig oder gar nichts mit dem Krieg zu tun. Jemand muß es ja schließlich tun! Jedenfalls sind sie sehr gut genährt, so gut, daß die Waffenröcke eng an den runden Formen anliegen, und es ist in dieser Beziehung wie in einigen anderen ein bemerkenswerter Unterschied zwischen ihnen und den Kriegern, die von der Front kommen. So wurde wenigstens hier behauptet. Wie dem nun auch sei, der Hauptmann hat inzwischen einen leeren Tisch erreicht und sich vorschriftsmäßig niedergelassen. Er sitzt steif und gerade auf dem Stuhl und tritt, die Knie winkelrecht gebeugt, mit der vollen Fußsohle auf, nimmt also keinesfalls mehr Platz in Anspruch, als ihm streng bemessen zukäme, selbst wenn die drei übrigen Plätze am Tische besetzt gewesen wären ...

Wie er so dasitzt, die mageren Hände zierlich auf den Tischrand gelegt, sieht man erst recht, mit wie wenig

Fleisch ein Mann durch die Welt kommt. Leere Gedärme, Knochen, Sehnen, Haut und Haar: das ist alles, was als unentbehrlich vom früheren Wohlstand übriggeblieben ist, aber es genügt vollkommen, um doch auf der Höhe zu sein. Ich verspüre ein großes Verlangen danach, mich dem Hauptmann vorzustellen, um nähere Betrachtungen über einen solchen Zustand machen zu können, aber seine Augen blicken so nach innen gekehrt, daß ich nicht wage, ihn zu stören. Außerdem war er sehr bald so beschäftigt, daß jede Geselligkeit sich von selbst verbot. Der Kellner hatte ihm nämlich eine Speisekarte in die Hand gegeben, und von jetzt ab fing die Verfallsperiode an. Ganz allmählich kam es über ihn; er wurde, von den Funktionen überwältigt, nachgiebig und weich allen formellen Forderungen gegenüber. Er liest behutsam den ersten Namen einer Speise auf der Karte, den zweiten und dritten, bis er alle sechs hat, fängt wieder von vorn an, wiederholt eiliger und eiliger mit fiebernden Augen und schmachtendem Gaumen, er öffnet, als speise er schon, den Mund und beißt wieder die Zähne hart zusammen, deutet, unsicher tastend, auf die Karte, ohne sehen zu können, worauf er deutet, und hält in der Wartezeit, bis die zufällig gewählte Speise gebracht wird, die Hände vor den Augen, als würde er von einer ungeheuren und schmerzlichen Spannung gequält. Jetzt stellt der Kellner, mit den Tellern klirrend, die Speise vor ihm auf den Tisch. Dunst von Kalbsbrust mit Kraut dringt berauschend in seine Nase hinein. Mit der rechten Hand sucht er ohne Hilfe der Augen das Messer, mit der

linken die Gabel, findet beides und geht an die Arbeit, schneidet große Stücke ab und kaut so gewaltig, daß sämtliche Knochenteile seines Kopfes ihre Umrisse und Zusammenhänge bloßlegen.

Nach und nach lockert sich seine Haltung. Er liegt vornübergebeugt, auf den Ellbogen gestützt, unabwendbar in den Teller starrend. Erstaunlich schnell ist der Teller leer. Wieder deutet er auf den Speisezettel. In der Wartezeit aber dehnt er sich diesmal bequem, lehnt sich zurück, reckt die Beine, soweit er nur kann, und leert den zweiten Krug Bier aus. So ist er allmählich so satt geworden, daß er langsam und systematisch zu essen anfängt. Er wird sogar wählerisch. Nach verschiedenen Gängen ist er bei den Pfannkuchen angelangt, die kaum recht herunterwollen. Er macht Pausen, um sich zu erholen, mißt die noch zu bewältigende Portion mißtrauisch und kritisch, als sei deren Güte zweifelhaft. Die anderen Gäste stehen auf und gehen davon. Zuerst der riesengroße ungarische Husarenleutnant, der die Pferdeaushebung beaufsichtigt. Er geht an dem Tisch des Obersten aus Galizien ziemlich gleichgültig und gelangweilt vorüber. Ihm folgt nach einer Weile, zierlichen, tänzelnden Schrittes der Oberst, begrüßt von seinem ganzen Offizierkorps. Dann entfernen sich die Offiziere, satt und zufrieden. Dasselbe tut die kleine Dame mit den vielen Ringen und der langen Feder am Hut, die merkwürdigerweise erfolglos hier auf jemand wartet — merkwürdigerweise, weil Frauen hinter der Front sonst nie erfolglos warten. Sie blinzelt gegen das Licht und geht mit einem enttäuschten Aus-

druck davon. Weshalb hat sie nun auch gesagt, daß sie jemand erwartete? ... Zurück bleiben der Hauptmann und ich. Der Kellner ist beschäftigungslos geworden und kaut an einem Zahnstocher. Ich habe ihn dieser und anderer Gewohnheiten wegen schon hundertmal totgesagt. Schließlich stehe auch ich auf, einen liebevollen Blick auf den Hauptmann und seinen letzten Pfannkuchen werfend. Und indem ich an ihm vorübergehe, segne ich ihn und diese große Zeit, in der die gewöhnlichsten menschlichen Funktionen wieder heilig geworden sind.

Sätoralja-Ujhely, Anfang Januar.

Zigeunermusik

Nach dem Nachtessen geht ein jeder, der es kann, ins Kaffeehaus, um einen Schwarzen zu trinken, Zeitungen zu lesen, Karten oder Billard zu spielen. Es gibt hier Stammtische für die Gentry, für die Offiziere und für die Advokaten und die hervorragenden Mitglieder der Bürgerschaft. An der Wand hängt eine Karte, die in ziemlich großen Zügen die Kriegsschauplätze darstellt und der strategischen Kunst ein weites Feld eröffnet. Auf dieser Karte wurden schon viele Schlachten eingeleitet, ausgefochten und angefochten, ohne daß doch die Dinge dieser Welt sich nennenswert anders gestalteten. Um neun Uhr fängt die Zigeunerkapelle an, die Instrumente zu stimmen. Es wird gelangweilt und berufsmäßig getan. Die Instrumente geben unzufriedene Laute von sich, knurren, räuspern sich oder

zischen leise, als pfiffe jemand kurz und böse durch zusammengebissene Zähne. Der Zigeunerprimas erhebt sich lässig, mißt mit einem unsagbar angeödeten Ausdruck sein Publikum, kehrt ihm den Rücken und hebt an, einen lauten Marsch zu spielen, seiner Kapelle mit Bewegungen des Oberkörpers den Takt angebend. Sie spielen genau so, als wären sie ein Gespann alter Gäule, dem die steifen Glieder zuerst durch ein paar Kilometer aufgewärmt werden müssen, bevor sie, Alter und Lahmheit vergessend, ein anständiges Tempo einschlagen. Sie spielen, und niemand hört zu. Es wird nur lauter gesprochen, um von der Musik nicht überstimmt zu werden. Sowie die Musik schweigt, wird sofort wieder leiser gesprochen. Nur eine vereinzelte Stimme hat sich dem Übergang nicht unwillkürlich gefügt und ruft in der Stille weiter, bis sie, vor sich selbst erschrocken, sich auch mäßigt oder ganz verstummt. So ist der Anfang. Die erste Stunde des Abends ist glücklicherweise dahin, die zweite vielleicht auch.

Allmählich sind neue Gäste gekommen, meistens Offiziere auf der Durchreise. Einige haben ein Stelldichein mit ihren Frauen verabredet — oder sonst mit irgendwem. Hie und da sind aus den rotgeäderten Marmortischen durchsichtige Weinflaschen emporgesprossen. Der Tokaier blüht süß, golden und wonneduftend in dem spröden Glas. Auch die Zigeuner fangen an, warm zu werden. Ungarische Lieder und Weisen tönen, wild und wehmütig, aus den Geigen- und Zimbelsaiten. Bei den Solostellen, bei denen der Primas nur leise von der Kapelle begleitet wird, geht

er, langsam mit den Füßen tastend, gegen das Publikum vor, als suche er ein Stück Boden, wo er haltmachen könne, um sein Lied austönen zu lassen. Sein ganzer Körper spielt mit, aber noch immer beherrscht, noch immer ohne Glut. Er stimmt die Geige, auf den anderen Saiten weiterspielend, und ist in seinem Beruf vollständig zu Hause; ja, er spielt sehr gut und ist dazu ein geborener musikalischer Mimiker. In den Pausen raucht er Zigarren und trinkt Tee mit Rum. Wenn ihm ein Glas Wein von einem Gönner angeboten wird, nähert er sich herablassend dessen Tisch, trinkt stehend, spricht halblaut, selbstverständlich und zutraulich, wie einer, der alle Geheimnisse dieser Welt kennt und selbst einem jeden ein Gönner sein könnte.

Auf den drei Billards kreisen die weißen und roten Bälle, unsichtbaren, aber gewaltigen, vom Kosmos selbst vorgeschriebenen Gesetzen gehorchend. Die spielenden Offiziere scheinen in ihren Bewegungen unwirkliche Schattentrabanten der kreisenden Dreisterne zu sein. Unter ihnen ist auch ein Zivilist, ein Serien- und Dauerspieler, der immer unermüdlich, als fürchte er, aus irgendeinem Grund aufhören zu müssen, dem Billardspiel nachgeht. Er ist ein Engländer, ein unverfälschter Engländer, der, ohne irgendwie belästigt zu werden, in Ungarn Karambolage spielt. Er war bei einem Magnaten Lehrer der Inselsprache, zog es aber vor, hier in der Stadt Privatstunden zu geben, bis ihm, nach Kriegsausbruch, nur noch der grüne Tisch verblieb. Es fällt niemandem in Ungarn ein, diesem harmlosen Mann mit den einsamen Augen übelzunehmen, daß

er unserem bittersten Feindeslande entstammt, aber er mag sich mancherlei Gedanken machen, wenn er die Berichte über die Behandlung unserer gefangenen Brüder in England liest ...

Auf den rotgeäderten Tischen vermehren sich hier und da die leeren Flaschen. Der Kontrolle, vielleicht auch des festlichen Bildes wegen, bleiben die ausgeleerten Flaschen auf dem Tisch stehen. An einem Tisch wird nur ungarischer Champagner, Törley-Spezialmarke, getrunken: Verwalter oder Junker vom Lande sind nach der Stadt gekommen, um sich zu unterhalten. — „Lajos!" ruft einer von ihnen dem Zigeuner zu. Augenblicklich gibt der Primas dem Orchester ein Zeichen, befestigt gleichzeitig die Sordine an der E-Saite seiner Geige, verläßt, begleitet von der Kapelle, das soeben vorgetragene Thema und läßt ein ungarisches Lied aus der Geige emporblühen. Es bricht hervor wie eine Knospe, während der Zigeuner, sich wiegend und schleichend, sich seinem Opfer nähert, blüht empor, zärtlicher und schöner, je näher er kommt, und entfaltet sich, farbenreich und berauschend, innig nahe und hingebungsvoll gerade vor dem Ohr des auserkorenen Zuhörers. Das nennt man in Ungarn: sich aufspielen lassen! Und dafür wurden in Ungarn Vermögen hingegeben. Denn das ist: „sich weinend unterhalten! ..." Die Zigeuner haben jetzt das große Tempo eingeschlagen. Lied nach Lied wird „ins Ohr gespielt". Blaurote Banknoten verschwinden in die weiße Spielerhand des Primas, bis sowohl er wie der Zuhörer genug hat ... Es scheint ein großer Abend zu werden: Galizische

Offiziere, die einen Tisch neben das von dem Büfettmädchen verteidigte (aber nicht uneinnehmbare) Büfett vorgeschoben haben, fangen sogar an, ungarisch zu sprechen. Die wenigen anderen anwesenden Frauen erhöhen die Spannung der Atmosphäre im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Zahl. Der Wert der Frau hinter der Front in halb verwaisten Städten ist ins unermeßliche gestiegen. Die männliche Blüte eines Volkes ist an der Front, und es gibt nur ein verbürgtes Heute und ein Morgen, für das niemand fünf Heller einsetzen will. Ein Heute — und ein ungewisses Morgen! Darum!!...

Drei Ulanenoffiziere, blutjung und blond, kommen herein. Es sind Wiener, denn unter den Ulanenoffizieren gibt es, außer den Polen, auch andere Nationalitäten. Sie besetzen einen Tisch in der Nähe der Kapelle, bestellen Wein und pokulieren schwermütig, aber gefaßt. Hat jemand von ihnen dem Zigeuner ein Zeichen gegeben? Jedenfalls nähert er sich mit der weinenden Geige: „Irgendwo spielt man im Fenster eines kleinen Mädchens ..." tönt es tauperlend aus den abendlich verschleierten Saiten. Unheimlich schleichend wie ein Schlafwandler, mondsüchtig blaß und in sich gekehrt nähert sich der Zigeuner den drei Ulanen, die in einer Gruppe, die Köpfe zusammen, um den kleinen Tisch sitzen. Sie empfinden ganz nahe, auf drei Zoll Entfernung, die Empfängnis und Geburt des Liedes, hören die tausendfach schwingenden Saiten und die Resonanz des von vielen Zigeunergenerationen tongesättigten Geigenholzes so voll und gewaltsam innig,

als wären sie selbst die braune, tongeschwängerte Geige, gefaßt von der linken Hand eines Gottes und liebkost von seiner bogenbewaffneten Rechten. Einer von ihnen schaut zögernd empor zu dem Zigeuner, der über sein Ohr und seine Sinne waltet, und trifft in sein großes nachtschwarzes, starrblickendes Auge, das gerade und unabwendbar auf ihn gerichtet ist. Er will zurück, schaudert vor dieser vergeistigten Nähe der Körperlichkeit, muß sich gewaltsam losreißen und senkt, betäubt und ermattet, seinen Blick zu Boden, bis das Lied ausgeklungen und der Zigeuner fort ist. Aber kaum haben sie sich, er und seine zwei Kameraden, ein wenig erholt, da steht der Zigeuner wieder über ihnen. Jetzt spielt er einen Walzer, ein Lied aus Wien, spielt es so, daß die Heimatstadt, die einzige, sich in der Seele der drei Ulanen Stein auf Stein aufbaut, umflutet von Licht und Lust. Er wiegt sich schmachtend in den Hüften ... Durchsichtige, funkensprühende Seidenstoffe flüstern geheimnisvoll von weißen Schultern und schlanken Mädchengestalten. Ein Duft der Jugend, der ersten und letzten Liebe geht wie ein lilienweißer Hauch, wie ein mohnroter Sturm durch die Abendstunde. Die drei Ulanen sind im Geiste hingekniet: es ist eine andere Stunde, die Stunde des Abschieds von der Mutter, die sie getragen und geboren hat ... Immer spielt der Zauberer, der Zigeuner, erbarmungslos das Leben bannend. Die drei Ulanen atmen schwer. Unbeweglich lauschen sie dem Lied der Heimat. Sie können es nicht mehr ertragen, wollen nichts mehr hören und können doch — wie Trinker, die einmal angefangen

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y. 10708

haben — es nicht wieder lassen, diesen Trunk des Heimwehs bis zur Neige auszukosten: O, Heimatstadt, du Mutter, du Freundin, du Einzige! ... Sage mir, Schicksal, unter welchem Stern ich geboren wurde!? ... Schwarz und der Zukunft kundig erscheint ihnen die Zigeunerin des aufrührerischen Rákóczi, Fürsten von Siebenbürgen; Rákóczis Zigeunerin bläst die lange, metallklingende Tárogató. In der Rákóczi-Burg hallen Fanfaren der altungarischen Feldtrompete wider: Der Zigeuner hat die Geige mit der Viola vertauscht und ahmt auf der tiefen gedämpften C-Saite die Tárogató nach: Krieg und Tod, Sieg und Ruhm sind Mannestat und Heldenlohn! Die Kuruczen stürmen und sterben im Trommelwirbel und Kugelgestöber, singen von Krieg und Liebe, dichten Ungarns wilde, schwermütige Manneslieder, die, getragen von der Tárogató, über ein Bergtal, ja, über drei Jahrhunderte hinübertönen ... Ein anderes Kuruczenlied! Unter der Sordine singt die A-Saite der Viola, hell und wonnetrunken, wie der alte mit einem ewigen Leben beseelte Tokaierwein. Nein, sie singt, wie ein goldener, perlenbegnadeter Kolibri, der, mit Nachtigallenstimme, liebesbetört, ein Wunder vollbringt ... So singen die Saiten in der Hand des schwarzen Zigeuners in das Ohr der drei Ulanen, daß sie an alles sich erinnern und alles vergessen — ausgenommen, daß sie Männer sind ...

Einer von ihnen erhebt sich so plötzlich, daß der Zigeuner einen Schritt zurücktritt: „Die Wacht am Rhein!" ruft er ihm zu. Die zwei Kameraden erheben

sich auch ... „Die Wacht am Rhein!!" rufen mehrere Stimmen. Alle erheben sich. Es wird sehr still, und in der Stille klingt jetzt, feierlich wie ein Psalm, das deutsche Lied. Eine Stimme fällt ein, noch eine, viele, bis alle ernst und getrost sich dem gesungenen Gebet hingegeben haben ... Wieder ist es still nach dem Lied. Schweigend stehen alle da. Da tönt als Antwort Ungarns Hymne: Gott segne Ungarn! Inbrünstig und Treue verheißend steigt das Lied aus jeder Brust, daß man es weit in Freundes- und Feindesland hören soll ... So spielt und singt man in Ungarn von Krieg und Liebe, den zwei Eckpfeilern aller Menschenwerke und aller großen Epen ... Die Materie empört sich, die polaren Stoffe suchen einander, um ein Reich der Mitte zu bilden.

Sátoralja-Ujhely, im Januar.

Bei den deutschen Truppen in Ostgalizien

Seit vier Tagen bin ich bei den deutschen Truppen, die, aus Ostungarn vorgehend, siegreich kämpfend die Karpathen durchdrungen haben und jetzt auf galizischem Boden stehen. Das Gelände ist schwierig, die Witterung hart, aber die deutschen Soldaten verlieren nicht die gute Laune und finden sich hier zurecht, als wären sie Bergbewohner, die sieben Monate lang in ihren eigenen Bergen gekämpft hätten. Niemals sieht man verdrossene oder kummervolle Gesichter, nicht einmal bei Schwerverwundeten, die aus den frostigen, schneeumwehten Schützengräben zu dem Verbandplatz ge-

bracht werden. In den kleinen ruthenischen Dörfern des hiesigen Kampfgebietes, welche die Russen ihren ruthenischen Halbbrüdern zuliebe nicht abgebrannt haben, herrscht ein geordnetes und gemütliches Lagerleben, als wären wir im tiefsten Frieden, als gingen uns die fast ununterbrochen dumpf bellenden Geschütze nichts an. Alle, die von deutscher Grausamkeit und Barbarei fabeln, sollten hier einen Besuch abstatten, um die gütige und humane Gesetzlichkeit feststellen zu können, mit der den zivilen Bewohnern wie den russischen Gefangenen gegenüber hier vorgegangen wird. Ich habe gelegentlich gemeint, daß der Krieg verrohend auf die Soldaten wirke. Nichts davon hier. Ich sehe nur lauter disziplinierte, gutgelaunte Krieger, die in vielen blutigen Schlachten ihr Leben für Deutschland einsetzten und zahllose treue Kameraden verloren, ohne an Menschlichkeit auch das Geringste eingebüßt zu haben. So waren sie und so sind sie trotz der blutigen Arbeit geblieben.

Auch hier in den galizischen Karpathen kämpfen die deutschen Männer vielleicht mehr denn je für Deutschlands Sache. Ich unterstreiche das, damit niemand daran zweifle, daß die deutschen Karpathenkämpfe in hohem Maße auch Deutschlands Zukunft dienen. Es ist ein hartes Stück Arbeit, vielleicht das härteste des ganzen Krieges, was hier getan wird, weil es im wahren Sinne des Wortes ein Winterfeldzug und dazu ein Gebirgskrieg ist. Jenseits in Ungarn blühen zärtlich die Blumen des Frühlings auf dem sonnigen und von Feinden gesäuberten Boden. Hier prangen auf den kleinen Fensterscheiben der niedrigen Ruthenenhütten

kalte Eisblumen, daß einen dabei fröstelt. Und dennoch schlägt allen das Herz warm und siegesbewußt in der Brust. Heißt es „Vorwärts!", so werden in metertiefem Schnee und dichtestem Kugelhagel bergaufwärts feindliche Stellungen gestürmt, oder sie werden in Märschen umgangen, die von keinen Gebirgstruppen übertroffen werden können. Aber die Verpflegung ist auch auf der Höhe, wie Sanitäts- und Etappendienst überhaupt.

Ich wohne bei dem Ortskommandanten. Abends vor dem Schlaf gehe ich aus der Hütte hinaus, und jetzt höre ich deutlich und feindlich das Gewehrfeuer der Russen aus den Stellungen wenige Kilometer von hier. Sie bestreichen auf gut Glück den Weg, den unsere Fahrküchen zu unseren Schützengräben fahren müssen. Sie nähen mit ihren Spitzkugeln durch die Nacht, und in der Dunkelheit und Stille kommt es mir vor, als säße drüben an der Bergseite ein böses Zauberweib, das der Neuzeit zuliebe mit einer Riesennähmaschine ausgestattet worden sei. Ich lausche dem dichten Gewehrknattern und denke allerlei dabei. In der Hütte schlafe ich im Stroh auf dem Fußboden neben meinem Wirt. Wir kämpfen mit wechselndem Erfolg gegen die russisch-ruthenischen Läuse und sonstiges Ungeziefer und fühlen uns sehr wohl dabei. Jawohl, wir fühlen uns wie alle die anderen Kameraden hier wohl dabei und wiederholen lachend: Krieg ist Krieg.

Galizien, Ostabhang der Karpathen, Anfang März.

Fahrt zu den Karpathen

Ich habe Pausen machen müssen. Höhere Gewalten griffen meine Sinnesorgane an, so daß ich weder sehen noch hören konnte und Gefahr lief, ein invalider Kriegsberichterstatter zu werden. Alles aber hat seine Zeit, und endlich stand ich wieder in voller Kriegsbemalung auf dem Bahnhof, der schon der Ausgangspunkt so mancher meiner Reisen gewesen ist. Ich kenne in diesem Bahnhof alle Beamten und Träger und Räume und Speisen und Getränke auswendig, als hätte ich nie andere Künste geübt, als all dieses kennenzulernen. Sehr gegen meinen Willen fühle ich mich in diesem mir so bekannten Treiben gelangweilt und übelgelaunt. Kein Tisch ist frei. Offiziere und Zivilreisende haben jeden Stuhl besetzt. Die Luft ist dick von Tabakrauch und Dampf der Speisen. Ein sonderbares Gasthaus ist es, wo beide Geschlechter in einem Raum hausen, essen, trinken und dann und wann mit dem Kopf auf dem Tisch schlafen, ohne sich auszuziehen, um plötzlich bei dem laut ausgerufenen Namen irgendeiner fernen Stadt aufzuspringen und davonzueilen. Ich sage mir selbst: Wieder endlose Wege, schlaflose Nächte, Essen je nachdem und obdachlos wie ein Pilger des großen Krieges! An einem langen Tisch in der Mitte des Warteſaales entdecke ich zwei Stühle, die frei sind. Ich werfe meinen Pelz auf den einen Stuhl und lese gleichzeitig, daß der Tisch „nur für Offiziere" vorbehalten ist. Ich frage also einen Major, der nebenbei sitzt, ob der Stuhl belegt sei, und weiß — noch bevor ich die Ant-

wort erhalte: „Ja, soeben von Ihrem Pelz!" —, daß ich hätte anders fragen können. Aber wir lachen beide und ich nehme Platz. Im selben Augenblick ist es mir, als hätte ich den magischen Kreis überschritten, der mich, wie ich den Bahnhof betrat, vom Kriege und seinem ganzen Wesen trennte. Ich bin wieder dabei und empfinde so stark und selbstverständlich wie eine große Liebe, daß ich mit Leib und Seele dem großen Germanenkrieg gehöre, geschehe, was auch geschehen mag. Ich sitze vor mich hinstarrend, bin weder hungrig noch durstig, obschon es nach Rehrücken duftet und der beste Wein, der je in einem Bahnhof zu haben war, auf einem runden Etagerentisch prangt. Alles, was schön und wonnig und betörend, ist in diesem goldenen Wein verborgen. Es ist Ungarns Seele, vielleicht ist es die Seele der Welt, die sich in dieser edlen, sonnengesättigten und vulkanatmenden Flüssigkeit offenbart. Ich denke darüber genauer nach. Sonst habe ich nichts zu tun. Bei dem Bahnhofskommandanten bin ich schon gewesen, um sein Visum auf meinen offenen Brief zu erhalten. Streng genommen, ist es nicht notwendig, aber ich weiß, daß Schaffner und subalterne Beamten sich eine besondere Freude daraus machen, ein Handschreiben eines Ministers zu beanstanden, besonders wenn ein Zivilist in dem nur Militärzwecken dienenden Kurierzug angetroffen wird. Aber meine Papiere sind in Ordnung, und ich habe überhaupt viele gute Papiere in der Tasche, auf die ich sehr genau aufpasse, weil es außerordentlich peinlich sein könnte, sie zu verlieren.

Es ist nämlich sehr streng geworden, und die Kontrolle im Hinterlande ist auf die Spitze getrieben, was durchaus, wie verschiedene Tatsachen beweisen, nicht überflüssig ist. In meinen stillen Gedanken habe ich diese verschärfte Kontrolle innig begrüßt, denn nirgends ist Obacht so wichtig wie im Aufmarschgebiet einer Armee. Hier können Post, Telegraph und Telephon, überhaupt der ganze Verkehr, nie scharf genug beobachtet werden. Im eigentlichen Kampfgebiet dagegen ist Spionage weit ungefährlicher, ja vielleicht bedeutungslos, weil hier andere Kräfte entscheiden. Eine Armee in Kampfstellung hat nämlich schon die Zähne gezeigt, und es kommt hier mehr auf die Schärfe der Zähne an, als auf deren Zahl, die ja ohnehin sehr bald dem Gegner bekannt sein wird. Ich weiß, daß die umgekehrte Methode auch praktiziert wird, habe aber von deren Bedeutung mich nicht überzeugen können. Nie werde ich glauben, daß eine Provinz 40 000 Spione beherbergte, wohl aber, daß die erwähnte Zahl Menschen einem anderen Staatsgedanken huldigte, was ein ungeheurer und sehr beachtenswerter Unterschied ist, der aber mehr ein Problem des Friedens als des Krieges darstellen dürfte.

Wie dem auch sei: Plötzlich erscheint der Bahnhofskommandant, begleitet von einem Rittmeister, dem speziell die Kontrolle der Züge obliegt. Ich kenne ihn nicht, obschon ich meinte, alle Menschen dieser Stadt zu kennen. Er bittet, meine Papiere zu sehen. Welches? Den offenen Brief! Bitte schön! Er liest und gibt mir meinen Geleitbrief befriedigt zurück: „Ich habe nämlich

die Verantwortung!" erklärt er. Ich aber lese in seinen Augen, die sehr dunkel und scharf sind, daß er außer der Verantwortung auch Erfahrung in Sachen der Beobachtung hat ... Wieder vergeht eine Viertelstunde im erfolglosen Warten auf den Kurierzug, und wieder tauchen Bahnhofskommandant und Rittmeister neben mir auf. Viele Entschuldigungen, aber zwei Generalstäbler haben verlangt, daß ich mich aufs genaueste legitimiere! ... Ich erinnere mich sogleich daran, daß ich zwei junge k. und k. Generalstäbler in den Tabakswolken gesehen habe ... Es fängt aber an, peinlich zu werden und Aufsehen zu erregen, ich sage deshalb: Nehmen Sie, bitte, meine sämtlichen Papiere, damit wir ins klare kommen! Die beiden Herren entfernen sich. Es vergehen, ich weiß nicht wie viele Minuten, bis die beiden Herren zurückkehren, und ich fühle mich währenddessen sehr arm, weil ich mich von meinen sämtlichen papierenen Kleinodien getrennt habe. Nie hat Papier für mich eine so große Bedeutung gehabt, wie in diesem letzten halben Jahr. Von den anderen Tischen beobachtet man gespannt, was jetzt geschehen wird. Aber es geschieht gar nichts. Unter vielen gegenseitigen Ehrenbekundungen, Entschuldigungen usw. nehme ich wieder meine Dokumente in Besitz. Es ist erledigt. Zurück in mir aber bleibt die Weisheit, daß es einem General, jedenfalls einem guten General, genügt, mit der Schneide seiner Augen über ein Gesicht zu streichen, um mehr über einen Menschen zu wissen, als andere durch hundert papierene Zeugnisse zusammenlesen können.

Im Kurierzug, den ich jetzt unbeanstandet betreten darf, begleitet von vielen neidischen Augen, ist nur Platz für die deutsche Feldpost, Offiziere und sehr privilegierte Zivilisten. Mannschaften in irgendeiner Sondermission sind auch dabei. Der Zug ist also durchaus von höherer Ordnung. Ich bin in einen leeren Wagen eingestiegen, der augenscheinlich für mich und ähnliche vorausbestimmt ist. Ein Landstürmer mit langem Bart schläft, bis er ausgewiesen wird, schon auf einer Bank. Zwei zivile Herren suchen sich so zu benehmen, daß ihr Dasein in diesem Zug selbstverständlich erscheint. Zwei ältere Damen kommen atemlos mit vielem Gepäck und segnen die Götter, weil sie mitgekommen sind, und doch werden sie später auf einer kleinen Zwischenstation an die Luft gesetzt. Drei deutsche Soldaten sitzen aufrecht auf einer Bank. Bald schlafen sie ebenso aufrecht und vorschriftsmäßig sitzend. Nur die Köpfe sinken dann und wann gegen die Brust, um wieder mit einem Ruck, wenn die Haltung zu anstandslos geworden, emporzuschnellen. Der Schaffner kommt und verlangt die Legitimationen, liest sie und geht weiter. Im letzten Augenblick vor der Abfahrt schreitet der Rittmeister, dessen Bekanntschaft ich schon gemacht habe, durch die Wagen. Seine Augen sind auf das andere Wagenende gerichtet. Uns bemerkt er augenscheinlich gar nicht. Was aber auf der Plattform des anderen Wagenendes sich befindet, kann ich nicht sehen, weil ich den Kopf nicht umdrehen will. Neugierde ist zu vermeiden. Ich höre aber bald, was los ist: „Zeiget die Papiere!“ klingt hart und herrisch die Stimme des Rittmeisters.

„Na, wo sind die Papiere? Wohin fahrt ihr?" „Nach Körösmezö!" antwortet eine ruthenisch-slowakische Stimme. „So — so! ... Gib her!" ... Jetzt stehe ich auf, um Augenzeuge zu sein, denn Körösmezö ist eine Station an der galizischen Grenze oberhalb Máramaros-Sziget, und es ist immer bemerkenswert, wenn jemand nach der Grenze fährt. Der Rittmeister liest ein Stück Papier und fährt fort: „Was hast du sonst noch für Papiere? Du mußt eine offene Order haben!" Der Befragte, augenscheinlich ein Bauer, sieht etwas verdutzt aus. Hinter ihm steht ein anderer Mann in modernem, aber sehr abgetragenem Mantel. Wohin fährst du? Auch nach Körösmezö?" „Ja!" „Her mit den Papieren!" droht der Rittmeister. Der erste Bauer holt eine offene Order aus der Tasche. Der Rittmeister liest sie transversal, denn er denkt, sehe ich, an ganz andere Sachen, als an den genauen Wortlaut dieser Papierfetzen. „Was hast du noch in der Tasche? Gib alles her! Hörst du!" Der Mann bewegt sich nicht. „Her mit den Papieren zum Teufel noch einmal!" wettert der Rittmeister und packt den Bauer an der Brust, und seine Augen sind so drohend und groß und schwarz, daß der Bauer die Hand hinter den Pelz verbirgt, lange und unsicher tastet und schließlich eine einfache schwarze Brieftasche hervorholt. Der Rittmeister reißt ihm die Tasche aus der Hand und blättert fiebernd in dem Inhalt ... Ich sehe, daß Briefe dazwischen sind ... „Ah! Ah!" brüllt der Rittmeister. „Ach, du Hund, du Schurke! Heraus! Wache! Wache! Packt sie, die beiden!! ..." Im Handumdrehen sind die beiden auf

das leere Gleis nebenbei heruntergeholt. Jemand ist nach der anderen Seite abgesprungen und macht sich eiligst davon. Viele Züge stehen auf den Gleisen. Es ist leicht, sich zu verbergen. Aber in einem Sprung ist der Rittmeister drüben und holt in gewaltigen Sätzen den Flüchtling ein ... Wer sie waren, was sie trugen, habe ich nicht erfahren. Zwei Minuten später fahre ich mit dem Kurierzug ab, mit diesem Zug höherer Ordnung, dem unter anderem die deutschen Truppen es verdanken, daß sie in drei bis vier Tagen Briefe aus der Heimat erhalten.

Galizien, Ostabhang der Karpathen, im März.

In der Bank

So umständlich es war, mit dem Kurierzug zu fahren, so leicht war es mir, die Erlaubnis zu erhalten, das Kurierauto nach der galizischen Grenze zu benutzen. Etwas befangen trete ich in das Zimmer, wo der kommandierende General und sein Generalstabschef die Bewegungen der kaiserlich deutschen Südarmee lenken. Aber ich fühle, wie ich den beiden hohen Offizieren gegenüberstehe, daß sie mir wohlwollend gestimmt sind, und daß mein längst gehegter Wunsch, die deutschen Truppen an der Arbeit zu sehen, in Erfüllung gehen wird.

„Sie werden morgen mit dem Auto nach der Grenze hinaufgehen," sagt mir Exzellenz. „Von dort aus werden Sie mit Schlitten weiterbefördert. Komfort

werden Sie an der Front nicht finden, darauf müssen Sie gefaßt sein."

Ich antworte und danke, so gut ich kann: „Was die Soldaten vorn aushalten, wird wohl auch nicht meine Kräfte übersteigen."

„Hier stehen wir," sagt der Generalstabschef und deutet auf eine große Karte, die in einem derartigen Maßstab gehalten ist, daß beinahe jedes Haus und jeder Baum des Kampfgebietes eingezeichnet ist. Die roten und blauen Linien kennzeichnen unsere Stellungen in den Karpathen.

Es erscheint ungeheuer einfach, wenn man diesen Dingen auf einer Generalstabskarte gegenübersteht, so einfach, daß man geneigt sein könnte, nicht genügend zu würdigen, wie viele Gedanken, Berechnungen und Erwägungen strategischer wie politischer Natur es gekostet hat, diese roten und blauen Linien auf die Karte zu schreiben. Eins jedenfalls würdige ich nicht, wie ich mich so über die Karte beuge, erst nachträglich bin ich darauf gekommen: daß diese roten Frontlinien mathematische Zeichen und Formeln sind, die mir unbekannte Summen von Menschenleben ausdrücken. Selbstverständlich weiß ich es ungefähr, wie wir in den Karpathen stehen und was es kostet, und doch muß ich mich beinahe zwingen, auf die Karte zu schauen, um den Erklärungen des Generals zu folgen. Ich weiß, daß sehr wenige zivile Menschen Gelegenheit haben, über diese Karten gebeugt zu stehen, und ich suche vergebens, mir selber zu erklären, was ich denn Besonderes getan habe, daß mir eine solche Auszeichnung zuteil wird. Ich habe

ungefähr dasselbe Gefühl gehabt wie unlängst in einem Ministerium, wo ich unvermutet einer Wandkarte gegenüberstand, die mir geradezu eine Höllenangst einjagte. Mit einem einzigen Blick bemerkte ich nämlich, daß in dieser Karte sämtliche Korps der Wehrmacht eines großen Reiches mit Standort und Kriegsstärke angegeben waren. Ich befasse mich mit Krieg, bin beinahe Spezialist in Krieg geworden und weiß also sofort Bescheid, wenn ich auch nur zufällig und ganz gegen meinen Willen hinblicke. Gewiß, ich hatte in jener Abteilung zu tun und wurde daselbst von einem Obersten hingeleitet. Dennoch flößte mir diese Karte mehr Bedenken ein als alle meine anderen Kriegserlebnisse zusammengenommen, und ich habe ihr auch unverwandt den Rücken und nur den Rücken gekehrt ...

Im Allerheiligsten des Armeeoberkommandos der kaiserlich deutschen Südarmee muß ich unverwandt die große Karte anschauen. Der General zeigt mit dem Blaustift, und ich notiere Dörfer und Stationen und Kommandanten der Etappenlinie, die über die Karpathenpässe in Galizien hineinführt. Ich habe kein Papier bei der Hand, ausgenommen das Papier, worauf geschrieben steht, daß ich das Recht habe, mich im Operationsgebiet aufzuhalten. — „Notieren Sie auf der Rückseite," sagt mir der General, und ich notiere, obschon ich weiß, daß ich, wenn ich den großen Krieg überlebe, dieses Papier und einige von derselben Art einrahmen lassen werde, damit sie die Wand über meinem Schreibtisch schmücken.

Die Büros des Armeeoberkommandos befinden sich in einem großen Gebäude, das einst eine Bank beherbergte. Es hängen noch an den Wänden verschiedene Plakate, deren Zweck es war, das Publikum über banktechnische Fragen aufzuklären, und es kommt einem seltsam vor, diese Erinnerungen an die einstige Tätigkeit der Bank mit der jetzigen zu vergleichen. Jetzt liest man an den Türen die Namen der verschiedenen Stabsoffiziere, und vor der Kasse, wo jetzt ein Generalstabshauptmann sitzt, dessen Raupen ich hinter den ihn umschließenden vier Glaswänden nicht sofort unterscheiden könnte, ist ein mit Blaustift beschriebener großer Papierbogen angebracht. Ich lese: „Hier wird die Frage: ‚Was Neues?‘ nicht beantwortet.“ Augenscheinlich ist gar kein Zusammenhang zwischen dieser Kundmachung und denjenigen der Bankdirektion, wie überhaupt zwischen dem jetzigen Betrieb und dem von damals; höchstens sind sie gleichlaufend wie jedes Menschenwerk. Ich habe Zeit, darüber zu phantasieren, während ich im großen Bankraum warte. Und während ich, so gut ich es vermag, diesem Gedanken nachgehe, als käme dadurch ich, Zivilist, mir selber zwischen den fleißig und ernst arbeitenden Generalstabsoffizieren weniger überflüssig vor, verfolge ich die beiden parallelen Linien der Tätigkeit im kühlen und von Nebensächlichem gesäuberten Bankraum, bis ich weit jenseits des geometrisch Erreichbaren den Punkt entdecke, wo die beiden Linien sich kreuzen und in einer letzten Abstraktion des ganzen Menschen- und Völkerdaseins zusammenfallen. Unwillkürlich beharre ich bei meinem Gedanken, und es

scheint mir, daß ich an jenem Punkt, wo eine jede Tätigkeit zusammenfällt und sich gegenseitig aufhebt, Menschengestalten sehe. Ich erkenne sie nicht sofort, aber als meine Augen sich an das Zwielicht jenes Punktes gewöhnt haben, sehe ich Exzellenz, den kommandierenden General. Er sitzt an einem großen Tisch und betrachtet aufmerksam, ja, ganz nach innen gekehrt, ein anatomisches Präparat der Blutgefäße eines mir unbekannten Wesens, dem ein Leben, nicht vergleichbar mit dem eines Einzelwesens, innewohnt. Die schön bloßgelegten Blutgefäße pulsieren leicht unter dem Antrieb eines kreisrunden goldenen Herzens. Bei jedem leisen, kaum merkbaren Pulsschlag strömt eine goldene Flüssigkeit durch die blutgesprenkelten Aderwände, daß sie in Gold und Purpur schimmern wie alles, was jenseits Alter und Jugend, Haß und Liebe, Tod und Leben liegt, weil sie, das Gold und der Purpur, Insignien der höchsten und unveränderlichen Triebe der Menschheit sind ...

Der kommandierende General sitzt tief in sich gekehrt vor der seltsam atmenden Karte. Ich sehe sein kluges, durchgrübeltes Gesicht, das so viele Gedankenspuren trägt, und auf dem auch Menschenliebe zu lesen ist. Neben ihm steht der Generalstabschef, ebenfalls die gold- und purpurdurchströmte Karte angespannt betrachtend. Er ist jünger als sein Vorgesetzter, jugendlich, obschon nicht mehr jung, mit einem gütigen Ausdruck, obschon noch nicht alt genug für die Güte, die das Letzte eines Menschenlebens verklärt. Es ist, als ob der Pulsschlag der kartographisch dargestellten Massenseele vor ihm sich auch seinem Blute mitteilt

und in Gold- und Purpurschatten über seine energischen Züge huscht. Er blickt einmal und noch einmal von der Karte auf, und indem ich der Richtung seiner Augen folge, bemerke ich im Hintergrunde die undeutlichen Umrisse einiger Gestalten, die in Gehröcken und mit Zylindern in der Hand unschlüssig wartend dastehen, bis sie sich, die eine nach der anderen, davonmachen. Eine Weile ist es so still, daß ich es beinahe nicht mehr aushalten kann, die Szene vor der Karte zu beobachten. Plötzlich aber schaut Exzellenz empor und fragt: „Es schien mir, daß jemand hier vorbeikam?"

„Exzellenz!" antwortet der General, „es waren nur die Bankdirektoren, die wieder ihren alten Betrieb hier bei uns im Hause anfangen wollten."

„Törichte Menschen!" sagt Exzellenz, und alle die Gedanken, die auf seinem Gesicht lagern, bleiben ebenso ruhig und klar wie zuvor, „begreifen sie denn nicht, daß wir eben ihren Betrieb aufrechterhalten, weil ihnen die Mittel abhanden gekommen sind! ..."

Ich höre und sehe nichts mehr, weil ein Stabsoffizier laut in das Telephon hineinruft: Der Telegraphenverkehr für Private ist ohne Ausnahme gesperrt!

Galizien, Ostabhang der Karpathen, im März.

Die letzte Etappenstation

Um halb zwölf bin ich mit meinem Gepäck zur Stelle. Ich habe nur einen Fußsack aus „Schakalfell" (im zivilen Leben Ziege), darin eine Zahnbürste, ein Stück

Seife und einen Liter Rum von riesiger Stärke; er besteht nur aus Weingeist und gebranntem Zucker, ist also durchaus kriegsgemäß. Ich hätte viel mehr mitnehmen können, aber zu meinem eigenen Unheil habe ich einen Spruch gesprochen: „Je größer der Kriegsberichterstatter, desto kleiner sein Gepäck!" Das Kurierauto hält schon vor der Tür des A. O. K. der K. D. Südarmee. Der Mechaniker raucht sorglos eine landesübliche Zigarre; der Führer ist nicht da. Punkt zwölf kommt er, und mit ihm ein Dutzend Pakete. In diesen Paketen sind wichtige Befehle. Nach zwei Minuten sind wir klar zum Abfahren. In weiteren wenigen Minuten liegt schon die Stadt hinter uns. Der Weg ist sehr kotig, aber schnurgerade, und das Auto läuft, was die 50 Pferdekräfte ziehen können. Train- und andere Fuhrwerke werden umfahren, so knapp, daß nur eine Haaresbreite zwischen uns übrigbleibt. Wir fliegen über kleine Brücken mit einem weichen Sprung, der mich, auf dem Hintersitz, einen Meter in die Luft emporschleudert. Mein Nachbar ist unruhig. Er greift nach mir, nach dem Passagier, der vorn sitzt, und hat überhaupt das Bedürfnis, einen Anhaltspunkt zu finden. Nachträglich erfahre ich, daß er einen schweren Autounfall durchgemacht hat. Immerhin, die Situation wird nicht ungefährlicher, wenn ich mich an etwas klammere, das ebenso vergänglich ist wie das eigene Fleisch. Außerdem fühlt man ja bald, wie der Lenker beschaffen ist. Der unsere war ein Virtuose, der auf den 50 Pferdekräften seines Autos spielte, wie Paganini auf den vier Saiten seiner Geige. Es gibt auf seinem

Instrument keine Schwierigkeit, die er nicht bewältigen könnte, ist er doch ein mit eigenem Auto eingerückter Kriegsfreiwilliger des kaiserlichen Automobilkorps, gebildet aus den besten und in jeder Beziehung tadellosesten Mitgliedern des kaiserlichen Automobilklubs. Und seit dem ersten August befährt er alle Straßen des Krieges im Westen und Osten! ...

Wir erreichen den Fuß der Karpathen, nehmen Kurven mit steilen Abhängen rechts oder links, arbeiten uns aufwärts und laufen augenscheinlich ohne Halt abwärts, daß die Gedärme einem leer erscheinen. Höher und höher steigen wir in schön angelegten Serpentinen. Es ist schon Winter geworden. Der Weg ist weiß und glatt, und unwillkürlich stellt sich in den Kurven der Gedanke ein, daß es dem Auto plötzlich gefalle, Ski zu laufen und mit einem Riesensprung in die Tiefe zu gehen. Aber die Räder beißen gut, und die Schnelligkeit wird, immer im rechten Augenblick, nach der Zentrifugalkraft gestimmt, damit wir nicht ausgleiten; allmählich denkt man nicht mehr daran. Auf den Hängen der Berge liegt der Schnee kniehoch oder höher. Alle Äste der Bäume neigen sich unter der Bürde des unschuldweißen Winterlaubes. Der Wald steht auf den Bergkuppen wie ein weißer Helmbusch über den blaß erstarrten Wangen eines Kriegers, der, von der Kälte übermannt, auf seinem Posten verharrend, erfroren stehengeblieben ist. Niedriggehende Schneewolken ziehen ihren Schleier über die höchsten Kuppen, entblößen sie wieder, um die nächsten in der Kuppenreihe zu umgarnen und ihnen verborgene Worte der kalten Glut zuzuflüstern. Doch

die weißen Helmbüsche zittern nicht. Weg ist die Wolke, die weißen Federn stehen unberührt da, und keine Farbe des Lebens ist in die blassen Wangen des erstarrten Recken gedrungen ...

Am Wege, wo hier und da ein Streifen Ackerland den Bergen abgerungen werden konnte, liegen kleine, blaubemalte Ruthenenhütten. So klein und arm sind sie, daß die Bewohner dem Evangelium des weißen Zaren besonders zugänglich erscheinen mußten, bis sie jetzt die Irrlehre abgeschworen und der ungarischen Regierung eine Bittschrift eingereicht haben: „Wir haben die Kosaken gesehen!" so fängt die Bittschrift an; „ärmer denn je sind wir geworden!" so schließt sie. Und mit Recht. Immer wurden sie von der ungarischen Regierung unterstützt, nichts wurde ihnen genommen, bis die „erlösenden" Heerscharen des weißen Zaren ihnen alles und das letzte stahlen — sogar die Hoffnung auf ein Paradies im rechtgläubigen russischen Himmel.

Wir befinden uns auf einer Etappenlinie, die aber wenig befahren wird, weil der Etappendienst nach der galizischen Grenze hauptsächlich durch die Bahn erledigt wird. Immerhin herrscht auch auf unserer Landstraße Verkehr, und es mutet seltsam an, deutsche Trainwagen und deutsche Soldaten in den kleinen Ruthenendörfern zu sehen. Sie selbst sehen allerdings nicht so aus, als fänden sie sich in der fremden Umgebung nicht zurecht. Sie fahren und rasten wie zu Hause, wie in Frankreich und Polen. Am Wegrande, nach Landessitte links aufgefahren, hält ein langer Zug deutscher Trainwagen ohne Vorspann. Am Wagenzug entlang

patrouilliert, genau nach der Vorschrift, ein deutscher Soldat; er ist ganz allein auf der Landstraße. Die Pferde und Mannschaften sind während der Rast irgendwo in den Hütten untergebracht ...

Die Paßhöhe ist schon genommen. In neuen Serpentinen sausen wir abwärts, dem Tale zu. Hier folgen wir einem kleinen Fluß, bis wir ein großes Dorf erreichen, das letzte in Ungarn, und die größte Etappenstation auf dieser Linie. Weiter geht das Kurierauto nicht, und von jetzt ab befinde ich mich in der Gewalt des Etappenkommandanten, Majors S. Er residiert in einem Gebäude, das im Frieden einem Gutsverwalter als Wohnhaus gedient hat. Von dem einstigen Mobiliar ist nur ein gewaltiges, altertümliches Klavier zurückgeblieben; merkwürdigerweise haben es die Russen nicht zertrümmert. Ob sie es geschont haben, weil man darauf spielen oder nicht spielen kann — ich weiß es nicht. Die Wände des Zimmers sind mit Tannenzweigen von übernatürlicher Größe geschmückt. In der Mitte steht ein langer Tisch, von Holzstühlen und Gartenbänken umgeben. In einer Ecke hat ein kleinerer Tisch, auf dem viele interessante Flaschen aufgebaut sind, eine feste Stellung eingenommen. Sonst ist nichts in dem großen Zimmer, und der Eindruck ist durchaus feierlich. Der Herr des Hauses, der Herr Major, ist, mit Respekt zu sagen, ebenso lang wie ich. Ich bin ihm bestens empfohlen und sitze zu seiner Rechten, während wir, kurz nach der Ankunft, Kaffee trinken und zu zweien oder dreien mit demselben Löffel im Glas herumrühren, was in Kriegszeiten oft unvermeidlich ist und das gegenseitige

Verhältnis nur inniger gestaltet. „Ich habe aus dem Glase nicht getrunken," sagt man und gibt den Löffel weiter. An Proviant dagegen herrscht kein Mangel. Er reicht für uns Gäste wie für noch viele andere. „Es ist kein rechter Tag, an dem keine Gäste hier sind!" sagt der Major. Er sagt es nicht, weil er sonst vor Langerweile nicht wüßte, was er mit seiner Zeit anfangen soll, denn er hat, wie ich mich später überzeugen kann, reichlich zu tun. Nein, er sagt es nur, weil er hinter seiner äußeren, etwas schroffen und ablehnenden Form ein warmes und wohlwollendes Herz verbirgt.

Ordnung muß sein, in allen Dingen Ordnung! Wer je Gelegenheit gehabt hat, Etappenlinien zu beobachten, besonders solche, die in ein vom Kriege durchwühltes Land hineinführen, wird sofort verstehen, daß das Schicksal der vorn kämpfenden Armee von dem Zustand der Etappenlinie in geradezu verhängnisvollem Maße abhängig ist. Es ist also wohl angebracht, hier auf Ordnung zu achten, bis zur äußersten Grenze des Menschenmöglichen. Auf der erwähnten Etappenstation und auf der weiteren Strecke nach der Front sorgt in erster Linie der Herr Major für diese Ordnung. Wir gehen zusammen in das Dorf hinaus. Stolz wie ein Gutsherr, der einem Fremden sein Besitztum zeigt, führt mich der Major durch das ganze Dorf. Auf der Straße arbeiten galizische Landstürmer und ruthenische Bauern. Die Straßengräben sind voll von erstarrtem Dreck und müssen gereinigt werden, damit das Wasser sich nicht auf der Straße staut. Viele zusammengesunkene Häuser werden wiederaufgerichtet. Es strotzt

überall von Schmutz, den die Russen, die unlängst noch hier hausten, zurückgelassen haben. Baracken werden gebaut, warme für die Verwundeten, luftige für den Proviant und allerlei Vorräte. Einstweilen dient die Kirche noch als Proviantlager. Vor dem heiligen Haus hält eine Wagenburg von Lastautos, denn hier ist ein offener und freier Platz, wo die großen Fahrzeuge den Verkehr nicht hemmen. Überall ist Ordnung und wird systematisch Ordnung geschaffen — in richtiger Würdigung der Tatsache, daß der Krieg Ordnung und Organisation in weit höherem Maße braucht als der Friede. Und in diesem Fall gilt nicht das so beliebte und sonst vielleicht berechtigte Wort: „Es ist halt Krieg! Also mag's gehen!" Vom Hauptquartier an bis zur letzten Etappenstation, und von da bis zur Front muß eine unerschütterliche Ordnung herrschen, damit die Truppen, innerlich wie äußerlich befestigt, dem feindlichen Feuer begegnen können, darauf vertrauend, daß sie auf jeden Fall rückwärts einen Halt haben. Hätte ich es nicht gewußt, ich hätte diese Dogmen bei dem Major lernen können, denn er war sich ihrer Bedeutung bewußt und von ihnen ganz durchdrungen ...

Inzwischen geht der Tag zu Ende. Wir speisen unter dem Vorsitz des Herrn Majors. Mit „wir" meine ich den Adjutanten, einige andere Offiziere und Ingenieure und einen Leutnant, Jäger zu Pferd, der jetzt in der Front zu Fuß dienen soll. Er kommt von Frankreich und sieht nicht gerade erbaut über die Versetzung aus. — „Na, nehmen Sie es nicht so tragisch!" sagt der Major, als er dem Jäger nach dem Essen die Hand schüttelt.

Das Gastzimmer ist bereit, und wir schlafen bald, der Jäger und ich, auf dem Strohlager ein. Neben uns liegt schon ein dritter, der gewaltig in allen Registern schnarcht — aber wir sind müde und kümmern uns nicht um ihn.

Galizien, Ostabhang der Karpathen, im März.

Auf der Paßhöhe

Als es Morgen wurde, sah ich, daß der Mann, der die ganze Nacht hindurch so wunderbar geschnarcht hatte, ein fester, kleiner, ostpreußischer Verpflegungsoffizier war, mit blaugrauen Augen und frostgerötetem Gesicht.

„Morgen!“ sagte er, mit dem „r“ schnarrend, „darf ich mich bekannt machen?“

Ich lag im vollen Anzug, und es war mir leicht, sofort aufzustehen, um den angebotenen Gruß zu erwidern. Der Jäger zu Pferd, nunmehr zu Fuß, dagegen hatte sich in seinem wasser- und luftdichten Schlafsack derartig verkapselt, daß er nur mit Mühe wieder hinauskonnte. Abends hatte ich gerührt verfolgt, wie er sich auszog und einbettete. Er hatte sehr viel Gepäck mit, aus dem: Schlafsack, Wachstuch, Woilach und allerlei Gegenstände sich offenbarten. Es lag mir auf den Lippen, ihm zu sagen, daß es wahrscheinlich für eine Weile das letztemal sei, daß er sich dieser Dinge bediente, aber ich bekam es nicht fertig. „In Frankreich wohnen wir in den Schützengräben so komfortabel wie zu Hause“, behauptete er. Wie gesagt, über die

Wohnverhältnisse in den Karpathen habe ich ihn nicht aufklären wollen. Alles in der Welt ist ja relativ, und es steht nirgends geschrieben, daß ein Schützengraben in den Karpathen wie derjenige in Frankreich eingerichtet sein muß.

Der Verpflegungsoffizier gehörte zu einer Division an der Front, die etwas links von der unserigen stand, und war mit zwei Lastautos gekommen, um, wie man sagt, zu „fassen". Er fuhr unseren Weg, und der Jäger und ich einigten uns dahin, daß wir ebensogut mit einem Lastauto wie mit einem Schlitten an die Front fahren könnten. Der Verpflegungsoffizier geht nach der Küche, um zu fassen, wir gehen zu dem Herrn Major. Es ist Punkt acht Uhr, als wir erscheinen: Um acht wird Kaffee getrunken! so lautet nämlich der Befehl von gestern abend. Nichts ist so wohltuend wie Disziplin, wenn es sein muß. Weltreiche werden begründet, erhalten und vergehen wiederum, je nachdem einem Volk durch große Beispiele Disziplin beigebracht wird. Es hat nichts mit Freiheit oder Unfreiheit zu tun, ist nur eine gewisse Denkweise wie jede andere ...

Nach einer Stunde fahren wir das Tal aufwärts, erreichen die galizische Grenze und die letzte Paßhöhe in den Karpathen, etwa 1000 Meter über dem Meere. Es ist eine der alten Heerstraßen. Vor tausend Jahren fiel durch diesen Paß ein Teil der Ungarn in das alte Hunnenreich ein. Jetzt sind die Russen diesen Weg gekommen. Wer wird nach ihnen von Osten her kommen? Alles wiederholt sich! Es ist, als ob die Völker immer von Osten nach Westen die Erde umwandern müssen, um

die Menschheit umzuackern und die Saat zu erneuern. Oder sollte die Zeit kommen oder schon gekommen sein, wo der Völkerstrom rückwärts zu fließen beginnt, damit auch darin die ewige Wandlung sich vollziehe? Jedenfalls über den Paß hier sind die deutschen Truppen vorgedrungen. In bitterkalten Nächten haben sie lange Gewaltmärsche gemacht, im Freien gerastet mit dem kniehohen Schnee als Lager und den frostzitternden Sternen als Dach, um bei Morgengrauen die vom Feinde verschanzten Berghänge im Sturm zu nehmen und mit ihrem roten Blut zu färben. Jetzt fahren in fast ununterbrochener Reihe die deutschen Trainkolonnen über die Paßhöhe, damit den weiter vorgedrungenen Divisionen nichts fehle, um mit dem Feind die rechte Sprache zu reden.

Der Jäger und ich liegen auf ein paar tausend Schneehemden im großen Lastauto. Hinten ist das Segeltuch aufgerollt, damit wir Aussicht über die weiße Winterlandschaft haben. Bei jeder Serpentine dreht sich das Auto, daß wir die Berge und tief eingeschnittenen Täler wie durch ein großes Fernrohr in immer wechselnden Bildern sehen. Über den schneegepuderten Wäldern ruht ein kühles Halblicht ohne Sonne. Es friert mäßig, und Schneeflocken fallen müde und leidenschaftslos, als wären sie Nachzügler eines Schneetreibens, das über die Paßhöhen dahingerast hätte. Die Räder des Autos mahlen tief im losen Schnee des Weges. An steilen Stellen geht es nur schrittweise vorwärts. Hier und da greifen ein paar Hände in das Achterbrett des Autos. Zwischen den Händen sieht man eine im grau-

grünen Stoff verschleierte Pickelhaube, darunter ein junges Germanengesicht. Der junge Soldat macht sich den Weg leichter, indem er so hinten angeklammert eine Strecke mitfährt. Es sind ihrer viele unterwegs: Nachschub als Ergänzung der Truppenteile vorn. Ihnen entgegen kommen vereinzelt in kleinen Gruppen Verwundete, die mit leichten Arm- und Kopfschüssen davongekommen sind und den Weg zur Etappenstation zu Fuß machen können. Auf ihrer Brust ist ein Zettel mit genaueren Angaben über Wunde, ersten Verband und Tag, wo ihnen das geschehen ist, befestigt.

Die Verdauung des Krieges vollzieht sich selbst auf diesem schwer fahrbaren Paßweg in wundervoller Ordnung und Geregeltheit. Nach der Front ziehen die voll beladenen Trainkolonnen. Die Pferde aus den deutschen Gauen schnauben bergaufwärts und beißen sich, das ganze Gewicht auf der Vorderhand, mit den Stollen des Hufeisens vorwärts. Bergabwärts halten sie zurück, daß sie beinahe auf der Hinterhand sitzend hinunterrutschen und die treuen Augen weit aufreißen aus Angst, daß das Fuhrwerk über sie herkommen soll. Neue junge Krieger in neuen Monturen ziehen dieselbe Straße nach der Front, schneiden die Serpentinen, um den Weg abzukürzen, und benehmen sich genau so, als wären sie nicht unterwegs zu den Kampfstellungen, sondern machten vergnügungshalber eine Fußwanderung in den Schneebergen. Von der Front her kommen andere Trainkolonnen mit leeren Wagen, kommen Sanitätsautos mit Verwundeten, die selbst nicht gehen können, schreiten bedachtsam Leichtverwundete mit den

Zetteln auf der Brust, alle beseelt von demselben Gedanken, die erhaltenen Befehle pünktlichst zu erfüllen, die Wunden nicht zu ernst zu nehmen und das Los des Kriegers wie Männer zu ertragen. Wer je aufmerksam eine solche Etappenstraße, noch dazu im Winter 1000 Meter über der Meereshöhe, gefahren ist, der hat etwas vom Kriege gesehen, was wichtiger ist, als man vielleicht zu glauben geneigt sei, und würde ebenso ruhig und zuversichtlich an die Front gehen wie jene deutschen Ersatzmannschaften, denen ich dort begegnet bin.

Der Jäger und ich rauchen, essen Mittag in unserem rollenden Haus, und rauchen wieder. Allmählich vergehen die Stunden des Tages, und wir bemerken, daß wir gerade nicht das schnellste Fahrzeug über den Paß gewählt haben. Unseren Schlafkamerad, den Verpflegungsoffizier, sehen wir nicht mehr. Er ist im kleineren und leichteren Auto davongefahren und von uns durch Serpentinen und Train getrennt. Wir haben uns benzinschnaubend emporgearbeitet. Abwärts schreitet das Riesenauto in den scharfen Kurven aus. Alles, was von Ketten da ist, muß um die Felge gelegt werden, und doch sind wir in einer Kurve nahe daran, umzukippen. Der hintere Teil schwingt wie ein Karussell und wird von der aufgeschaufelten Schneewand gebremst, bevor es den ganzen Kreis gerundet hat. Wir ziehen vor, zu Fuß zu gehen. Besonders steile Kurven müssen zuerst mit Kies bestreut werden, bevor das Auto mit einem langen Werptroß heruntergewerpt wird. Es ist gegen Abend, als wir bei den Munitionsdepots der

Division vorbeikommen. Weiter folgen die Hütten des Ruthenendorfes.

„Schauen Sie mal!" sagt der Jäger, „da steht ein Mörser!" „Wo? — Ich sehe nichts!" — „Da! Da!!" ... Ich aber sehe nur einen Autopark von ungewöhnlichen Dimensionen und Formen. Inzwischen sind wir schon vorbei. Vor dem Divisionsquartier machen wir halt. Ein kleines Haus. Telephonzimmer links, Stabsquartier rechts. Ich stelle mich vor. Der Divisionär heißt mich mit einigen freundlichen Worten willkommen. Ein Glas Wein, zwei: „Der Ortskommandant und der Verpflegungsoffizier mit dem blonden Bart werden für Sie sorgen. Hier ist ein Mann, der Sie geleiten wird!" Der Jäger geht mit. Bei einer pagodeähnlichen ruthenischen Holzkirche kommt ein Mann auf einem Pfad parallel mit dem unsrigen: „Das ist der Verpflegungsoffizier!" sagt der uns begleitende Mann. Der Jägerleutnant stelzt in seinen hohen Stiefeln zu ihm durch den Schnee hinüber, und während sie sich unterhalten, kommt der Ortskommandant mir gerade entgegen. So und so. Ich entscheide mich für den Ortskommandanten und sehe den Jäger mit dem Proviantoffizier rechts verschwinden. Wir ziehen links ab. Ich habe den Jäger nicht mehr gesehen. Eine Nacht und einen ganzen Tag waren wir Kameraden. Sehen wir uns je wieder? Abends kam der Verpflegungsoffizier zu uns. „Wie geht es dem Jäger?" frage ich. „Er ist schon in dem Schützengraben! Sein Gepäck habe ich in die große Bagage gegeben!" ... Die große Bagage liegt 100 Kilometer hinter der Front ...

Vor dem Schlafen schnappe ich einen Augenblick Luft. Es ist dunkel und sehr still. Von jenseits der Kuppen höre ich ein dichtes und zusammenhängendes Poltern wie von einer Werft, die Eisenschiffe im Bau hat. Mit allen Hämmern wird gehämmert. Es ist das Gewehrfeuer zwischen den Schützengräben.

Galizien, Ostabhang der Karpathen, im März.

Die Donnermaschine

Zweihundert Schritte hinter unserer Hütte steht einer der österreichischen 30,5-Zentimeter-Mörser. Ich habe in den ersten Tagen meines Aufenthalts bei der Division keinen anderen Wunsch gehabt, als das Ding reden zu hören. Wir fragten jeden Morgen, ob etwas los wäre, aber die Luft war trübe, und entweder herrschte graues Winterwetter oder Schneetreiben. Außerdem wurde nicht angegriffen. Ich verbrachte also meine Zeit damit, mich einzuleben, in dem Ganzen aufzugehen, bemüht, es weder mich selbst noch andere unpassend und auffällig finden zu lassen, daß ich da war ...

Eines Vormittags sitze ich in der Hütte und denke an nichts. Plötzlich macht sie, von einer gewaltigen Sprengung gepackt, einen meterlangen Sprung auf dem Bodenbalken und zieht sich bebend ebenso schnell in die alte Lage zurück — und ich höre ein durch die Holzwände gedämpftes Heulen der Sphären, wie ich es noch nie gehört habe, und dessen Herkunft mir sekundenlang rätselhaft ist. „Wollen wir hinaufgehen?“ fragt mein

Wirt, der Ortskommandant. Ich ergreife Mütze, Halstuch und Stock und habe es dabei so eilig, als wäre der Mörser die einzige Größe, die sich nie wiederholt. Ich komme gerade so weit, daß ich sehen kann, wie ein Schwarm Menschen davonläuft, halt- und kehrtmacht und die Hände an die Ohren preßt. Im nächsten Augenblick schlägt eine Schallwelle über mich, daß mir so ist, als lösche mein Lebenslicht aus. Ich will nicht sagen, daß ich irgend etwas hörte. Ich hatte vielmehr das Empfinden, mich an einem Laut verschluckt zu haben und selbst Schall zu sein, Schall von ungeheurer Größe und Intensität. Jedenfalls fand ich zum ersten Male eine Bestätigung meines Gedankens, daß, ebenso wie es ein Flüstern gibt, das wir nicht mehr hören können, ein Lärmschrei existieren muß, der jenseits der Grenzen unseres Ohres bleibt ... Ich meine, die Sterne krachend durch den Raum toben zu hören; es ist wohl aber nur meine Einbildung, glücklicherweise. Die Stimme des Mörsers liegt aber, denke ich, unweit der Grenze, wo wir überhaupt nichts mehr hören. Habe ich mich klar genug ausgedrückt? Ich möchte mich gern verständlich machen ...

Wir kommen näher heran, aber ich sehe keine Einzelheiten, bin nur davon erfüllt, daß bald wieder eine Asteroide in den Himmelsraum hinausgeschleudert werden soll. Das Wetter ist sichtig, und ich weiß, daß der Mörser heute fleißig arbeiten wird. Unwillkürlich folge ich, über die Höhen vor unserem Dorf, der Richtung des starr glotzenden Zyklopenauges des Mörsers bis dahin, wo, etwas unter dem Gesichtskreis, die von den Russen

verteidigten Berge liegen. Die Kuppe rechts soll unter Artilleriefeuer gehalten werden, damit die Russen nicht von dort aus unsere Schützengräben auf der Kuppe links flankieren und Drahtverhaue, die uns später im Wege wären, bauen können. Wie weit ist es bis dahin? Nun, etwa sechs Kilometer, in gerader Linie, also lange nicht die Tragweite des Mörsers! ... Inzwischen hat das Riesentier sich gehorsam geneigt und wiederaufgerichtet. Die Bedienungsmannschaft geht wieder auf die Seite, nur einer bleibt in zehn Schritt Entfernung stehen. Mit beiden Händen hält er eine Leine; sonst ist er in Habt-Acht-Stellung. Wir pressen wieder die Handflächen an die Ohren. Der Mann mit der Leine macht einen Ruck nach hinten, und in derselben Sekunde wird die Luft wiederum so schallgespannt, als wäre der atmosphärische Druck mit einem Male derartig gestiegen, daß der Körper seine gewöhnliche Ausdehnung nicht mehr aufrechterhalten kann. Eine fahlgelbe Feuerwolke, als schlüge mir jemand mit einem gewaltigen Faustschlag beide Augen zu, blüht blitzschnell vor mir auf, Schnee, Späne und Äste von den als Maskierung hingepflanzten Tannen stieben wie Flaum vom Boden, und in der nächsten Sekunde ist alles wieder ruhig. Im Himmelsraum aber ist etwas losgelassen worden! Etwas ist im Begriff, der Schwerkraft zu spotten und, vermutlich mit dem Siebengestirn als Vorspann, die äußersten Gefilde unserer Atmosphäre zu durchpflügen. Es keucht und heult gewaltig, wie bei einer richtigen Sternengeburt. Es ist sogar etwas Menschliches dabei, wenn ich so sagen darf. Ich höre deutlich, wie es in-

fernalisch triumphierend heult: „Junge — Junge! Huj—uj! Junge — Junge — Junge!“ Jawohl, jawohl, ich höre es, aber wo willst du hin, Junge — Junge, mit deinem Huj—uj? Nach einer Minute grüßt uns der Himmelspflüger mit einer dumpfen Sprengung aus den feindlichen Bergen. Er hat die Schwerkraft doch nicht überwinden können und hat sich, da er wieder die Erde berühren mußte, aus Wut den eigenen Leib zerrissen und die Ekrasitseele ausgegossen, daß, zwanzig Schritt im Durchmesser, ein Loch im Berge aufgewühlt wurde. Das ist sein Grab, vielleicht auch das Grab einiger Erdenbewohner, die nicht darauf geachtet haben, daß der Boden, auf dem sie gerade standen, granatengeweiht war. Ja, die Großgranaten wissen Gräber zu graben. Ein Steilfeuergeschütz speit dem Feind seinen Inhalt mit viel größerer Genauigkeit ins Gesicht als ein Flachbahngeschütz. Es erfüllt seine Aufgabe mit geradezu erstaunlicher Genauigkeit. — Vor einigen Tagen, so erzählte man bei dem Mörser, bemerkte der Artilleriebeobachter, daß die Russen vor einem Dorf in ihrem Talgebiet zwischen den beiden Kuppen Übungen abhielten oder aus irgendeinem anderen Grunde zusammengelaufen waren. Der Mörser schickte ihnen sofort eine Granate zu, die in unmittelbarer Nähe einschlug, worauf die Russen sich eiligst im Dorf versteckten. Die zweite Granate suchte sie in ihrem Versteck auf, und jetzt liefen sie davon, die Dorfstraße entlang, was nur das Zeug hielt. Die dritte Granate aber landete auf der Straße, wo der Haufen am dichtesten war, und blies ihn wie Staub auseinander. Ich denke mir,

es muß auf die Nerven gehen, unter Mörserfeuer zu sein. Er ist nämlich ein Teufelskerl, der Mörser. Hut ab! Meinen Respekt!! ...

Immerhin: das Ungewöhnlichste wird gewöhnlich, wenn man es von der Nähe besieht, und man muß sich deshalb tunlichst auf Einzelheiten verlegen. Nach diesem Prinzip handele ich: Im Hintergrunde des Geschützes liegen die Granaten hübsch aufgestapelt. Jede von ihnen ist halb so lang und mißt in der Taille genau soviel wie eine schlank gewachsene Jungfrau.

Damit hören die menschenähnlichen Vergleiche auf, denn der Kopf des Geschosses verläuft spitz wie ein Zuckerhut von übernatürlicher Größe, während das Hinterteil flach wie ein Pfannkuchen ist. Ob es jemals hat laufen können, ehe es in der Luft zu schwimmen begann, weiß ich nicht. Jedenfalls hat es, wie der Walfisch, die Beine in seinem Leib verborgen ... Die Mannschaften packen mit einer besonderen Vorrichtung ein Geschoß und heben es auf einen kleinen Eisenkarren, der es die zwanzig Schritte bis zum Mörser heranrollt. Hier greifen wieder größere Fangarme nach der Stahlpille, die Mannschaften drücken die Hebel, bis die Pille vor dem entblößten und aufgeklappten Leib der Kanone haltmacht. Sie hat sich demütig nach vorn geneigt, liegt horizontal höchst unschuldig ausgestreckt und zeigt ihre inneren Teile, so daß man sie durch und durch betrachten kann. Sie ist erstaunlich sauber und wohlgepflegt.

Ihr Inneres leuchtet spiegelblank, und die Züge ziehen sich wie die schön gedrehten Hörner der silbergrauen ungarischen Ochsen durch ihren ganzen Leib.

Die Züge sind da, um dem Geschoß eine naturwidrige Drehung um die längste statt um die kürzeste Achse zu verleihen, denn ein 30,5-Zentimeter-Geschoß als Querschläger wäre wohl das Wahnsinnigste, was je ein Mensch sich vorstellen könnte. Nun, das Geschoß gleitet von selbst hinein, eine Pulverladung in einer Kartusche, groß wie ein Butterfaß, folgt darauf, und die Kanone wird wieder zugemacht. Ein Mann dreht ein paar Räder, und zögernd richtet die Gesättigte sich empor. Es sieht so aus, als habe eine Einhornkuh von Lust und Beute geträumt, und schöbe nun, noch satt und schlaftrunken auf dem Hinterteil ruhend, langsam die Vorderbeine unter sich, um Kopf und Brust witternd emporzuheben. Aber es ist ein gezähmtes Tier der Fabelwelt, das sich unserer Zeit angepaßt hat. Es geht und dreht sich auf Rädern. Ein feines, kleines Räadersystem ist da, um ihm die genaue mathematische Richtung zu geben, die der Richtkreis zeigt — ein geometrisches Meßinstrument, wodurch das Verhältnis des Geschützes zum Ziel sich in jedem einzelnen Fall von selbst ergibt. Der Richtkreis enthält sämtliche Zahlen der Leistungsfähigkeit des Geschützes. Tabellen mit Resultaten genauer Berechnungen und Versuche über das Verhältnis zwischen Steilwinkel und Tragweite des Geschützes sind wiederum für die Handhabung des Richtkreises maßgebend. Selbstredend sitzt, der Einfachheit wegen, ein Beobachter, wo es nur möglich ist, irgendwo vorn auf einer Kuppe, um die Einschläge festzustellen. Jedesmal telephoniert er dem Mörserkommandanten, wie die Richtung und Wirkung gewesen sind. Aber der Mörser kann auch

indirekt schießen, ohne das Ziel zu sehen, über Berge und Hindernisse hinweg. Wie dieses Schießen überhaupt mathematisch begründet und berechnet ist, geht über meinen Verstand. Übrigens sprach ich einen k. u. k. Generalstabshauptmann, der sich in derselben Lage befand wie ich. Es seien, meinte er, schwierige mathematische Probleme, die hier walten. Wenn er aber den Richtkreis in die Hand kriegte, könnte er dennoch schießen. Ich meine, mit einiger Übung es auch tun zu können ...

Der Mörser arbeitet in Abständen von einer Viertelstunde ruhig weiter. Sehr schnell gewöhnt man sich daran. Ich sehe schon jedesmal die Feuerglorie, die wie eine Sonnenkrone das Geschoß in einer gewissen Höhe verherrlicht. In einem Bruchteil einer Sekunde ist auch das Geschoß selbst sichtbar. Es steht einen einzigen Augenblick klar und deutlich in etwa 100 Meter Höhe, scheinbar ganz unbeweglich, als spiegle es sich in dem Raum, und ist schnell wie der Gedanke davon, um sein triumphierendes Lied in die weite, weite Welt zu heulen. Ich brauche mich nicht mehr zu beeilen, um den besten Aussichtspunkt zu erreichen. Ich weiß, daß ich kaum 60 Sekunden Zeit habe, um den Einschlag zu sehen. Schon mit bloßen Augen kann ich Zeuge des Einschlages auf sechs Kilometer Entfernung sein. Dumpf rollt dort drüben die Sprengung zwischen den weißen, von Tannengruppen dunkelgrün betupften Bergen. Eine gewaltige, grauschwarze Wolke schlägt geiserähnlich empor. Es ist die Seele des Ungetüms, das doch im Raum nicht weiter kann, seine Seele, vermengt mit zermalmtem Fels und Erdenstaub, aus

dem auch es geboren wurde, um wieder Staub zu werden ...

Unheimlich ist es, wie es einmal geschah, wenn keine Sprengung von drüben erfolgt. Dann glaubt man wirklich, der Hui-hui blasende Junge von Stahl sei mit dem Siebengestirn durchgegangen und habe das Band, das ihn mit unserer Erde verknüpfte, jäh zerrissen. Der Mörseroffizier sagte, nachdem wir eine Weile länger als 60 Sekunden gewartet hatten, trocken: „Es ist ein Blindgänger! Er ist abgeschlüpft!"

Wie erträgt nun der Mörser den gewaltigen Rückschlag der Entladung? Ganz einfach, durch eine sehr sinnreiche Wechselwirkung von Luft und Glyzerinkompression. Einfach und sinnreich, wie alle wahrhaft genialen Dinge, ist diese furchtbare Waffe geschaffen. Sie ist zerlegbar und leicht transportabel wie ein Spielzeug. Trotz ihrem enormen Gewicht ist sie auf den schweren Motorwagen über die Paßhöhen gekommen, eine für mich beinahe unwahrscheinliche Tatsache, da ich doch selbst gesehen habe, welche Schwierigkeiten ein kleines Lastauto beim Abstieg von der Paßhöhe zu bewältigen hatte. Aber das Geschütz steht da und ist keinen anderen Weg gekommen!

Beim Beginn des großen Krieges habe ich gelesen, daß ein auswärtiger General Stein und Bein schwor, derartige Kanonen gäbe es nicht und werde es niemals geben. Es war ein Artilleriegeneral und sogar Mitarbeiter irgendeiner Zeitung. Das war damals! Heute: Hut ab vor den 30,5-Zentimeter-Mörsern! Wäre nur alles so gut und wirklich wie sie! ...

Galizien, Ostabhang der Karpathen, im März.

Nächtliche Besucher

Um sieben Uhr morgens bringt die Ordonnanz den Divisionsbefehl und den Zeitungsdienst. Der erste fängt dann und wann so an: Die Division greift an! ... Die Division hat schon, wenn man es zusammenzählt, einen Zeitraum von mehreren Monaten an Gefechtstagen hinter sich, und sie hat viele Schlachtfelder gesehen. Wer auch fallen mag — die Division bleibt ... Im Zeitungsdienst stehen die offiziellen Telegramme. Hat jemand Lust, mehr zu lesen, so sind auch Zeitungen da. Solange ich bei der Division war, habe ich nur den Zeitungsdienst gelesen oder vielmehr gehört, denn mein Wirt, der Ortskommandant, trug mit lauter Stimme die Telegramme vor, und damit fing der Tag an.

Wir liegen, fünf Mann hoch, in der Stube. Zu meiner Rechten habe ich den großen, nach slawischer Art gebauten Ofen. Er beansprucht zwei Kubikmeter des Raumes. Wir anderen müssen uns mit weniger begnügen. Links liegen: der Ortskommandant und ein Verpflegungsoffizier. Ihren Füßen gegenüber steht der von vielen Ruthenenmahlzeiten durchtränkte Tisch. Dann folgt weiter ein Verpflegungsoffizier, und endlich der Bursche des Ortskommandanten, der an der Tür liegt. Die anderen Burschen schlafen bei den Pferden, nur weil bei uns kein Platz mehr ist; denn deutsche Offiziere im Felde schlafen ohne das geringste Bedenken mit ihren Mannschaften zusammen, sobald es nötig und möglich ist. Wir liegen auf Stroh und auf dem

bloßen Fußboden, und weil wenig Stroh da ist, fühlt man, besonders in der ersten Zeit, daß der Fußboden hart ist. Er ist auch eisig kalt, denn die Ruthenenhütten sind Pfahlbauten, jedenfalls wenn sie wie hier auf Berghängen stehen, damit sich Regengüsse und Schneewässer nicht vor ihnen stauen. Die Kanalisation ist somit erspart. Wir haben es den Ruthenen bei den Barackenbauten nachgemacht, weil man viel schneller und leichter baut, wenn man nicht zuerst den Grund ausheben und die Baracke an der Höhenseite mit einem Graben vor dem Wasser schützen muß. Wo es anders gemacht wurde, war die Arbeit die dreifache. Aber, wie gesagt, bei zwanzig Grad Frost oder mehr ist es hundekalt, auf dem Fußboden zu liegen. Ich empfinde die Kälte mehr am Tage, weil ich mich nicht ausziehe, wie die Kameraden es mehr oder weniger tun. Ich schlafe, wie ich bin, im Fußsack und Pelz, und wenn ich des Morgens aufwache, fühle ich mich eigentlich vollkommen glücklich. Wozu soll ich mich ausziehen? Ich habe weder Wäsche noch Kleider zum Wechseln hierher mitgenommen, habe nur das, was ich auf dem Leibe trage. Ich wasche Gesicht und Hände und meide sonst peinlich jede Flüssigkeit, die rohes oder kaltes Wasser heißt. Ich habe in diesen Gegenden kein Vertrauen zu ungekochtem Wasser und empfehle jedem, ebenso mißtrauisch zu sein ... Also, wozu sollte ich mich ausziehen?

Was mich in der Nacht gebissen hat, sind nur Wanzen. Ich konstatiere beim Erwachen, halb unbewußt, daß ich kein Jucken spüre, das von Läusen inspiriert sein

könnte. Ich habe meine Vorkehrungen getroffen, und allmählich wächst in mir der Glaube an ihre Unfehlbarkeit. Als Laken benutze ich nämlich einen kräftig nach Roß riechenden Woilach. Jeden Morgen werden der Woilach und mein Fußsack zu den Pferden getragen, um den Duft nicht zu verlieren. Denn es hat doch, dünkt mich, noch nie jemand gehört, daß Läuse Pferdegeruch schätzen. Nein, sie halten sich hübsch fern! Nur die Wanzen scheuen nichts, ausgenommen Terpentin. Aber man kann ja nicht immer in Terpentin liegen, und ich habe weder Zeit noch Lust, die Wände der Hütte mit Terpentin zu tünchen, wenn ich auch welches hätte. Ein winziges Tröpfchen Terpentin genügt zwar, um der fettesten Wanze, mit Eiern und Brut, den Garaus zu machen; Petroleum und Benzin wirken auch nicht schlecht, aber vor dem Geruch dieser Flüssigkeiten allein haben sie wenig Respekt, und über Insektenpulver machen sie sich geradezu lustig. Mit der Laus wird man viel leichter fertig. Ich habe unlängst gelesen, daß ein deutscher Gelehrter darauf gekommen ist, Kleider und Wäsche der Verlausten mit 25prozentiger Ammoniaklösung zu tränken, was von großer Wirkung sein soll. Außerdem verdampft das Ammoniak so schnell, daß man nicht dauernd danach stinkt und nicht, wie ein Gezeichneter, ständig als läuseverdächtig umhergehen muß. Der Gelehrte hat zweifellos recht, denn gerade Ammoniak ist es ja, wonach mein Woilach duftet. Alles, was das Pferd ausscheidet, ist ammoniakhaltig, und so bewahrheitet es sich, daß alle überlieferten Volksmittel auf Erfahrungen beruhen, die

dem wirklichen Leben und der Natur der Dinge abgelauscht sind ...

Nun, es ist Zeit, aufzustehen. Die Burschen haben schon Feuer gemacht, und es duftet angenehm nach Kaffee. Doch mein Nachbar hat noch zu tun: „Will mich mal lausen!" meint er gleichmütig, zieht sein Unterhemd aus und fängt zu jagen an. Die anderen kümmern sich nicht darum, nur ich will die Beute prüfen, und so sehe ich, daß die ruthenischen Läuse ganz nette, gutgemästete, kleine, zebrageſtreifte Tierchen sind, die sich ziemlich leicht einfangen und zerquetschen lassen. Die Beute schwankt, je nach Tag und Jägerglück, zwischen einem halben und einem vollen Dutzend. Ich bin ein vorurteilsloser Mensch, aber Ungeziefer hasse ich so fanatisch, daß mein Haß an Liebe grenzt; besonders jetzt, da ich weiß, daß diese Wanzen und Läuse Träger von Rekurrens- und Flecktyphus sind und russisches Blut getrunken haben. Vor uns lagen nämlich in dieser Hütte russische Soldaten. Rekurrens- und Flecktyphus ist bei uns in Europa unbekannt gewesen, bis wir vom russischen und serbischen Ungeziefer gebissen wurden. Und das ist schon Grund genug, um auf der Hut zu sein. Die Monarchie hat — nach den offiziellen Mitteilungen — 400 bis 500 Fälle von Flecktyphus in der Woche ...

„Was haben Sie dort?" frage ich und deute auf einen fingerdicken roten Streifen, quer über der nackten, linken Schulter. — „Einen Streifschuß," ist die Antwort. „Ein anderes Mal schnitt mir eine russische Kugel den Kinnriemen durch!" — Der Ortskommandant

hat ein Maschinengewehr geführt, ist während des Krieges Leutnant geworden, weil er, wie er sagt, die ganze Chose eben von Anfang an mitgemacht hat. Haarfein ist der Tod an ihm vorbeigegangen und steht vielleicht noch irgendwo auf der Lauer. Denn der Leutnant ist nur Ortskommandant geworden, um seinen Durchmarsch los zu werden. Ins Spital hinter der Front zu gehen, fällt ihm nicht ein, solange er aufrecht stehen kann. Drückeberger wünscht niemand genannt zu werden. Übrigens ist sein Nachfolger schon da. Sobald die Division die umstrittenen Kuppen jenseits des Dorfes dem Feinde genommen hat und weiter vorrückt, wird das Dorf Etappenstation und erhält als solche einen Etappenkommandanten. Er ist schon bereit. Es ist ein älterer Herr mit Hauptmannscharge, 61 Jahre alt und Kriegsfreiwilliger. Beim Ausbruch des Krieges rückte er sofort ein, um auch dabei zu sein. Im zivilen Leben ist er Freiherr und Gutsbesitzer in Schlesien. Er besucht uns beinahe täglich. Man kann sich nicht einen konservativeren und zugleich lieberen alten Herrn vorstellen. Er ist so agrarkonservativ, daß man dann und wann im stillen lächeln muß. Aber der alte Herr ist dennoch so jung und unverknöchert in seinem ganzen Wesen, daß er immer die Gesellschaft der Jugend sucht und, ohne die Grenzen des für seine Jahre Passenden zu überschreiten, alle Späße und Unterhaltungen mitmacht. Ordnungsliebend, sparsam und deutsch ist er bis in das Mark hinein, dazu mit einem vorzüglichen Magen und einer vollendeten Erziehung ausgestattet. Er wohnt mit einem Offizierstellvertreter und einem

Burschen in einer Stube, wo außerdem eine sechsköpfige Ruthenenfamilie haust. Erst nach wochenlanger Überredung hat er sich einverstanden erklärt, vier von den sechs Ruthenen ausquartieren zu lassen. Großvater und Großmutter aber sollten auf dem Ofen bleiben, und sie blieben dort. Ich habe sie selbst, langhaarig, geheimnisvoll, tiefäugig wie Medizinmänner und fremd auf dem Ofen hockend gesehen. „Welchen Glauben hast du, Großvater?" fragte ich den Alten auf russisch. „Rechtgläubig?" — „Rechtgläubig, Herr, Prawoslawnij!" war die Antwort. — „Was sagst du!" kreischte die Großmutter. — Sie wissen nicht, wem sie gehören. Haben sie es je gewußt? Der Krieg wogt hin und her, und vor uns waren ja die Russen auch schon da. — Die vier anderen Familienmitglieder wurden bei Verwandten untergebracht. Es ist Krieg. Sie müssen etwas enger als gewöhnlich wohnen. Auch wir machen uns nicht breit. Aber die Bevölkerung wird in keiner Weise belästigt. Alles wird bezahlt, es wurde sogar viel zu teuer bezahlt, bis der Ortskommandant Höchstpreise festsetzte, zu denen wahrscheinlich niemand verkaufen will, weil bis jetzt ein Liter Milch 50 und ein Ei 30 Heller kostete. Glücklicherweise sind die deutschen Truppen nicht, wie es im letzten Herbst in Galizien und in den Karpathen der Fall war, auf Proviantlieferung im Kampfgebiete selbst angewiesen. Niemand hungert. Es kommt Proviant vom Hinterlande in Hülle und Fülle. Der deutsche Train ist gut, ja, mehr als gut: er ist eine Wissenschaft in höchster Blüte ...

Galizien, Ostabhang der Karpathen, im März.

Leben an der Front

Sehr schnell wird man mit dem Leben an der Front vertraut. Ich schlafe gut, trotz den Wanzen und der Nachbarschaft der Läuse. Wir denken nicht daran, daß die Russen, wenn sie es wollen, unser Dorf unter Artilleriefeuer nehmen können. Der Mörser hinter der Hütte gab in einer Nacht drei Schüsse ab, ohne daß ich davon erwachte. Es scheint mir, daß ich schon Jahre hier verlebt habe und sorglos auch den Rest meines Lebens hier verbringen könnte. Dem Tag und der Stunde gehört das Leben — was war und wird, ist unwirklich. Ich träume von weit in meiner Kindheit zurückliegenden Sorgen und Freuden. Menschen, die ich liebhabe, flüstern ein kaum hörbares Wort; wehmütig lächelnd ringen sie, um den Kreis meiner Träume zu überschreiten, heben sich einen einzigen Augenblick empor und sinken machtlos in das Schattenreich zurück. Wach aber lebe ich nur dem Kriege, und ich fühle den Lebenstrieb und die Gegenwart mit nie geahnter Macht. Es gibt nichts mehr als Kampf und Leben und Tod — Tod dem Sterbenden, dem Lebendigen aber ein ewiges Leben, weil er nur der Gegenwart lebt, unverwundbar und unsterblich, wie der Lebenstrieb selbst, der göttlich über seinem Blute waltet und ihn gnädig über die Sterbestunde hinwegtäuscht. Der Krieg, so wie er ist, ist eine Einstellung des einzelnen auf das unbedingt Gegenwärtigste. Die Funktionen herrschen mit unbeschränkter Gewalt. Körperlich aufrecht muß der Mann und muß das Heer sein, das kämpfen und siegen will ...

Fleisch verlangt der Krieger und warme Suppe. Es brodelt in den Feldküchen, die jeden Tag nach vorn fahren. Getränke gibt es auch. Die Verpflegung ist gut. Rindfleisch und Suppe mit Linsen. Es wird im Dorfe geschlachtet und gekocht, vom Morgen bis zum Abend. Die Gulaschkanonen verfeuern ganze Rindviehherden. Stocken die Transporte aus irgendeinem Grunde, so greift man die Konservenvorräte an, bis wieder Rind und Schwein herangetrieben werden. Die Kantinen bringen für die Offiziere, was nur das Herz an eßbaren Sachen begehrt. Tokaier und ungarischer Sekt steigen empor aus den geheimnisvollen Kisten der Kantinenwirte und finden den Weg bis zum vordersten Schützengraben, wenn dort zufälligerweise einer seinen Geburtstag feiert ... Ich sagte, daß alles, was war und wird, der Unwirklichkeit anheimgefallen ist, weil das Gegenwärtige die Herrschaft an sich gerissen hat und machtberauscht die so lange entbehrte Gewalt den Menschen aufdrängt. Trotzdem aber geht ein unbewußtes Sehnen durch die Männer. Fern, wie ein Leben auf einer anderen Welt, scheint ihnen die Heimat, sind ihnen Vater und Mutter, Weib und Kind. Die Briefe, die kommen, sind wie unfaßbare Botschaften aus dieser fernen Welt. Blaß und leicht, wie ein Hauch, ist der beschriebene Bogen, unwirklich wie die Stunde des Traumes, da ich mit feuchten Augen erwache. In feldgehärteter Hand ruht die Kunde, die dem Manne aus der Heimat zuging. Langsam liest er Silben und Sätze, kaum wissend, was da geschrieben steht, weil alles, was ihm lieb und teuer ist, sich unsagbar und geheimnisvoll zwischen den Zeilen und Silben offen-

bart. Er faltet den Brief zusammen und verbirgt ihn da, wo er sein ganzes Vermögen trägt, in der Wachstuchtasche an seinem Hals ... Und wieder dringt die Gegenwart unerbittlich und unabwendbar auf ihn ein. Die höchste Pflicht: das nackte Leben zu erhalten und selbstbewußt hinzugeben, erfüllt ihn ganz, erfüllt jeden der Grenadiere und Musketiere aus Deutschland, die in den Karpathen kämpfen. Vergeßt sie nicht, ihr alle zu Hause! Gebt ihnen ein Wort aus Deutschland mit, einen Segen, eine Liebesbeschwörung, ein Siegesgebet, daß ihnen das Blut warm in die Wangen steigt, wenn sie im Feuer liegen oder zum Sturm sich erheben! Zeigt ihnen, ihr Frauen und Greise und Kinder, daß auch ihr, opferbereit und germanengläubig, alles hingebt, selbst Mann und Sohn und Bruder, wenn das Los sie trifft, damit er fallend noch die fremde Erde küsse, die er um euretwillen betreten!...

Das Schicksal waltet über Leben und Tod. Noch leben Grenadier und Füsilier und Kanonier! Und ihr Appetit ist gut. Aber immer nur Rindfleisch aus der Feldküche, Tag um Tag?... Es gelüstet sie nach Abwechslung und Süße in der Herbheit. Schokolade möchten sie kauen, Milch in den Kaffee mengen und eine gute Zigarre rauchen. Ja, Schokolade, Tabak und Milch in Tuben sind sehr begehrt an der Front! Die kleinen Tuben, die durch einen leisen Druck so schöne kondensierte Milch verspritzen, sind wahre Liebesgaben. Ein Strahl kondensierter Milch in den schwarzen Feldkaffee, der, immer flau und schwarz, nach Flußwasser und Bohnen schmeckt, hat mich jedenfalls oft schon sehr beglückt.

Briefe und Liebesgaben sind die großen Ereignisse im Leben des Feldsoldaten, weil er nur der Stunde lebt und an der Grenze steht. Ruhig kann man sich dem Briefe anvertrauen und warm und innig den Lieben und Geliebten sich mitteilen, die deutsche Feldpost kennt keine Briefzensur — höchstens eine Briefsperre, wenn es nötig ist. Die Grenze aber, die „Die Karpathen" heißt, ist ein kühles und herbes Land. Weiß und weich liegt der Schnee über Bergen und Tälern, wie ein Brautbett, das nie bestiegen wurde und doch immer bereit ist. Alle Morgengaben der Märchenwelt blitzen auf ihm, wenn die Sonne huldvoll die kalte Pracht anblickt: immer bereit, unschuldsvoll weiß, mit Kleinodien belegt, todverheißend dem Menschen der ihr zu nahe tritt! Nachts aber wühlen böse Geister und Ungetüme des Schreckens in dem weißen Leinen, um gegen Morgen die Spuren mit einem Schneegestöber zuzudecken. Die bereiften Tannen, die am Tage wie seidengestickte Namenszüge ihre Schnörkel und Punkte über die weißen Decken zogen, dehnen sich, daß die gefrorenen Äste gegeneinander klappern, wie Glockenspiele aus Eisenstangen. Eisen hämmert, Eisen blitzt in der Nacht. Gestalten, die niemand sehen darf und niemand sehen will, schleichen durch das finstere Ödland. In den Schützengräben fürchtet man, es könnten Menschen sein, und ununterbrochen nähen knatternd die Spitzkugeln durch das Dunkel, um den Spuk zu bannen ...

Und wieder kommt der Tag, da Wagen fahren und Menschen gehen, und das Gewehrfeuer nicht in unheimlicher Einsamkeit und Blindheit irreredet. Jetzt, im vollen

Tageslichte, sprechen die Kanonen gemessen über die Schneefelder hinweg. Fröstelnd schreit der Schnee unter den Sohlen der Kanoniere. Feindliche Granaten haben einen Kreis von tiefen Gruben um die Haubitzenbatterie unterhalb der Kuppe gezogen und den Schnee ringsum mit schwarzen Schatten belegt. Über den Kuppen, die dem Dorf vorgelagert sind, platzen hier und da Schrapnells, wenn die Russen auf gut Glück nach unseren Beobachtern tasten ... Ich arbeite mich aufwärts, um den Gipfel der Kuppe links von uns zu erreichen. Mit mir sind zwei meiner neuen Freunde und Hausgenossen. Ohne militärische Begleitung liefe ich als Zivilist Gefahr abgeschossen zu werden, wenn ich mich auf solch exponiertem Gebiet allein umhertreiben würde. Der Pfad führt gerade bergauf von unserem Dorf. Er ist wenig begangen, und wir sinken bei jedem Schritt bis über die Knöchel in den Schnee. Zwanzig Grad Kälte sind, und die Sonne leuchtet nur, ohne zu wärmen. Ein eisiger Wind zieht messerscharf über die Schneefläche hinweg und pfeift durch die Tannengruppen, daß einem der Atem stockt. Die Luft ist klar und durchsichtig wie ein Diamant. Ganz oben sieht man weit über das Karpathenland, bis nach Skole hinein, wo wieder das Flachland beginnt. Vor uns liegen unsere Stellungen und die der Russen, aber selbst durch das Glas sind Menschengestalten nicht zu erkennen, nur zwei parallel laufende dunkle Linien: die Schützengräben. Wir stehen auf einem offenen Fleck, gerade über dem steilen Abhang der Kuppe. — „Wollen wir uns nicht ein bißchen decken?“ sagt der eine meiner Begleiter. Es ist derjenige, auf dessen Schul-

ter ein Streifschuß wie ein Stahlrutenhieb sich eingezeichnet hat. — „Wenn wir uns so offen zeigen, haben wir sofort eine Schrapnellage!“ Wir suchen also Deckung hinter den Tannen und müssen uns dabei gut vorsehen, weil die Kuppe von alten, verschneiten Schützengräben und Unterständen durchwühlt ist. Sie liegen unter den Tannenzweigen und dem metertiefen Schnee wie gut maskierte Fallgruben, auf deren Boden sich allerlei Dinge des Grauens befinden. Eine Abteilung von k. und k. Landsturmleuten, mit Stöcken versehen und von Sanitätshunden begleitet, ist dabei, näher zu untersuchen, was alles in den alten Gräben steckt. Wir stören sie nicht durch Neugierde in ihrer Arbeit. Die Sanitätshunde kümmern sich wenig um die verschneiten und erstarrten alten Gräben. Will man wirklich wissen, was noch darin liegt, muß man selbst hineinkriechen, aber auch bei hellichtem Tage scheint niemand danach zu verlangen ...

Wir kommen nach einer Weile denselben Weg zurück. Etwas unterhalb der Kuppe, auf dem Südhang, wo die großen Tannen ihre Äste wiegen, steht ein Kreuz, ein großes, einfaches Holzkreuz. Ich hatte es das erstemal, als ich vorüberkam, nicht gesehen. Auf dem Kreuz ist zu lesen: Hier ruhen Vizefeldwebel X. und vier Mann des ... Regiments ... Kompagnie. Unwillkürlich kommt mir eine Strophe des alten Soldatenliedes in den Sinn: Hier starben für ihr Vaterland des Königs Grenadiere! ... Jawohl, jawohl! Hier, unter dem Holzkreuz, liegen fünf Mann von den vielen, die in diesen Bergen für Kaiser und Vaterland starben. Oben in den alten

Schützengräben liegen noch andere, vielleicht neben den erstarrten Leichen des Feindes, dem von den Stürmenden die Gräben auf der Kuppe genommen wurden. Ich hebe einen Helm auf und lese, wem er gehörte. Es war ein Mann aus einem ruhmgekrönten Eliteregiment. Drei Schrapnellkugeln sind durch die Helmdecke eingedrungen und haben den Schädel so jäh auseinandergerissen, daß der Soldat mit dem Hurra auf den Lippen steintot zusammensank, gleichsam über den Tod hinwegstürmend, als wäre der überhaupt nicht da, was wohl auch der Wahrheit am nächsten kommt... Noch lebt er, der Grenadier und Füsilier und Feldkanonier, weil er vom Tode nichts weiß!

Galizien, Ostabhang der Karpathen, im März.

Die Division greift an

Schon einige Tage vorher wußte man, daß bald angegriffen werden sollte. Am letzten Abend hörte ich die Leute sagen, indem sie auf einen Zug Pioniere deuteten, der auf der Straße vorbeimarschierte: „Was? Sie tragen ja Sturmgepäck!" Die Leute irrten sich aber. Zwar trugen die Pioniere nur ihre Mäntel über der Schulter zusammengerollt und hatten ihr übriges Gepäck zu Hause gelassen, aber stürmen sollten sie nicht. Sie hatten irgendeine Arbeit zu tun, wobei Gepäck nicht nötig war. Sturmgepäck wird, glaube ich, gewöhnlich nur bei Erstürmung von Festungen getragen, wenn anzunehmen ist, daß die Truppen Gelegenheit haben, ihr zurückgelasse-

nes Gepäck wiederzuholen. Sonst muß immer mit vollem Gepäck vorgegangen werden, damit der Soldat alles beisammen hat, um sich, wo er auch hinkomme, behaupten zu können. Trotzdem, es machte einen besonderen Eindruck, als an jenem Abend bemerkt wurde: „Was? Sie tragen ja Sturmgepäck!...“ Ich erinnerte mich dieser Bemerkung, als am nächsten Morgen der Divisionsbefehl gebracht wurde. Diesmal fing er so an: „Die Division greift an!...“

Es war sieben Uhr. Um acht sollte der Angriff stattfinden. Ich habe die Erlaubnis des Divisionärs, mit ihm und dem Stabe auf der Kuppe zu sein, von wo aus das Kampfgebiet übersichtlich wie auf einer Hand daliegt. Es ist die Kuppe rechts von unserem Dorf. Vor acht Uhr bin ich da. Es ist soeben hell geworden, und die Sonnenstrahlen fallen, lau wärmend, auf meinen Rücken. Wo aber die Tannen schatten, ist es bitterlich kalt. Der Divisionär ist soeben mit seinem Stab angekommen. Ich höre, wie er, rechts von mir hinter den jungen Tannen, in den Fernsprecher hineinspricht. Links stehen die Artilleriebeobachter, die durch ihren eigenen Fernsprecher das Feuer der Batterien lenken. Zwischen beiden Fernsprechern auf dem schmalen Pfad, gedeckt von einer Reihe junger Tannen, die teilweise absichtlich dahingepflanzt sind, stehen die Stabsoffiziere. Sie unterhalten sich, gedämpft und sachlich, über die Fragen des Tages, beobachten das Kampfgebiet, lassen wieder das Glas sinken und trampeln mit den Füßen, weil es, wie gesagt, zu hundsgemein kalt ist, um stillzustehen. Ich kenne alle die Herren und fühle mich unter

ihnen nicht fremd. Sie haben augenscheinlich nichts gegen meine Anwesenheit. Überhaupt habe ich nie bemerken können, daß Offiziere während des Krieges den zivilen Berichterstatter schief angesehen haben, sofern er nur gewisse militärische Formen des Umgangs berücksichtigte. Ein Generalstabsoffizier, der Major v. G., fängt sofort an, mich in der liebenswürdigsten Weise über die Lage zu unterrichten. Ich kenne ja schon das Gelände und die große Kuppe, um die es sich heute handelt; das aber, worauf ich besonders achtgeben soll, entdecke ich erst allmählich, als ich durch das Glas jede Einzelheit drüben mir so genau einpräge, daß ich alle Striche und Punkte des Gebirges auswendig kenne.

„Sehen Sie die zwei etwas geschlängelten Linien, die sich beinahe parallel, in geringer Entfernung über den Bergrücken hinziehen?" fragt der Major. „Sie scheinen hier nach rechts zusammenzulaufen. Das sind unsere und die feindlichen Schützengräben. Ganz oben links werden Sie so etwas wie ein liegendes T bemerken, nicht wahr?" — „Jawohl, Herr Major, ich habe es!" — „Das ist der Laufgraben, der in den Schützengraben hineinführt, weil es dort oben keine toten Winkel gibt, wo die Leute gedeckt hinein- und hinauskönnen. Weiter unten, neben der kleinen, viereckigen Tannengruppe, werden Sie eine dunkle Formation bemerken, die sich allmählich entwickelt. Das sind die Reserven, die dabei sind, vorzugehen ..."

Ich muß sehr genau hinschauen, bevor ich die erwähnte Formation von den verschiedenen, sie umgebenden Tannengruppen unterscheide. Die Augen tränen von dem

angespannten Starren durch das Glas, und die Finger werden klamm. Endlich sehe ich die sich entwickelnde Reserveformation, die sich langsam bergauf in die Länge dehnt, um an geeigneter Stelle hinter den Schützengräben bereit zu sein und sofort nachstoßen zu können, wenn die ersten Reihen aus den eigenen in die feindlichen Gräben hineinstürmen ... — „Es geht zu langsam! Es ist schon acht Uhr! Weshalb entwickeln die Leute sich nicht! Fernspruch, daß sie sich beeilen!" Es ist die Stimme des Divisionärs, eine Stimme, die seit Kriegsbeginn die Division in zahllosen blutigen Gefechten kommandiert hat. Ich springe von meinem Versteck auf und salutiere. Die Subordination ist mir durch den Krieg in Fleisch und Blut gegangen. Will man dabei sein, muß man sich danach benehmen. Der Divisionär kommt langsam den Pfad entlang. Sein Gesicht ist gerötet, sein großer Schnurrbart ganz vereist, als wäre er absichtlich nach den hellen, graublauen, etwas kalten Augen gestimmt. Darunter glühen die purpurroten Aufschläge auf dem feldgrauen Mantel des Generals.

„Na, sind Sie auch da!" spricht der General mich an und reicht mir die Hand. — „Exzellenz, ich danke für die Erlaubnis, hier sein zu dürfen!" — „Bitte, solange Sie wollen!" Weiter nach links gekommen, unterhält Exzellenz sich mit dem kleinen Artilleriegeneral, und ich kann nicht lassen, einige Betrachtungen anzustellen: Der Divisionär ist etwa sechzig Jahre alt, macht aber einen viel jüngeren Eindruck. Er ist als sehr scharf bekannt, schont aber auch sich selbst nicht. Er besteigt mit Leichtigkeit eine steile, 700 Meter hohe, verschneite Kuppe und hält vom Morgen

bis zum Abend in 20 Grad Frost aus, ohne daß man irgendwie bemerkt, daß er unter Kälte oder Müdigkeit zu leiden hätte. Ununterbrochen ist er den ganzen Tag bei seiner Arbeit. — „Ich bin nur Soldat!" sagte er mir während eines Gesprächs, als politische Fragen gestreift wurden. — „Politik ist nicht mein Fach, aber ich könnte mir denken, daß dies und das, na ..." Ich saß in seinem Zimmer in dem kleinen Holzhaus, in dem er mit seinem Burschen wohnt. Vor dem Hause stehen zwei Posten, daneben, unter einem provisorischen Halbdach, ist sein Auto untergebracht. Das ist alles, was auf das Dasein eines höheren Offiziers schließen läßt. Von den zwei kleinen Zimmern bewohnt er selbst das eine, der Bursche das andere. Das Mobiliar ist spartanisch: Ein Feldbett, ein Waschbecken, ein Tisch und zwei Holzstühle, mehr ist nicht da. Ein einsames und herbes Leben für einen Mann, der etwa sechzig Jahre alt ist. Unlängst funkten die Russen in das Dorf hinein. Ein Schrapnell ging vor dem Haus nieder und verwundete die beiden Posten vor der Tür. Ein Divisionär, der nur vor seinem Haus spazieren geht, kann also auch getroffen werden. Der Divisionär macht aber viel weitere Spaziergänge. Ich bin ihm begegnet, als er abends allein in einer mordsmäßigen Kälte ohne Mantel mit dem Bergstock in der Hand die äußersten Posten vor dem Dorf gegen den Feind zu inspizierte. Ich bin nicht geneigt, zu glauben, daß der Divisionär einer Kampfdivision es leichter hat als sonst irgendwer. Und ich habe seine Augen warm und freudig leuchten sehen, als er von dem Berg drüben sprach, den zu erstürmen seine Pflicht und Aufgabe war ...

Ich werde in meinen Betrachtungen unterbrochen, weil ich aus einem Satz des Divisionärs die Worte heraushöre: „... Lebhafteres Feuer!...“ „Jawohl! Lebhafteres Feuer!“ antwortet der kleine Artilleriegeneral. Und erst jetzt höre ich eigentlich ganz bewußt, daß die Kanonen ziemlich laut hineinreden. Auch die Mörser sind dabei, Berge aufzuwühlen. Ab und zu geht eine Großgranate heulend über unsere Köpfe hinweg und schlägt in die Kuppe rechts von derjenigen, die unsere Infanterie angreift, ein. Dort gilt es, den Russen es so heiß zu machen, daß sie unsere jenseits vorgehenden Kolonnen nicht flankieren können. Tagelang ist die Kuppe unter Artilleriefeuer gewesen. Die Mörser haben die Bergseiten erdbebenähnlich erschüttert. Die schweren und leichten Haubitzen haben mit A. Z.- und B. Z.-Granaten gebohrt und mit Sprengsplittern gestreut, daß der weiße Schnee wie versengt aussieht. Kein Menschenleben, sollte man meinen, hat sich unter diesem Feuer halten können. Und, der Sicherheit halber, wird auch heute vor dem Sturm lebhafteres Feuer gegeben, damit unsere Truppen ja nicht flankiert werden können.

Allmählich haben die Reserven sich drüben entwickelt und sind hinter unseren Schützengräben auf dem Bergabhang bereit. Plötzlich sehe ich, wie an einzelnen Stellen aus dem Schützengraben kleine schwarze Punkte — mein Glas hat nur sechsfache Vergrößerung — emporschnellen und sich reihenweise über die weiße Schneefläche vorwärtsschieben. Man sollte glauben, daß es nur einen Augenblick dauern könne, die sechzig Meter zu den feindlichen Gräben zu durchlaufen, aber es geht entsetzlich langsam,

mit vollem Gepäck im tiefen Schnee gegen ein mörderisches Feuer, so entsetzlich langsam, daß einem das Atmen schwer wird. Mitten zwischen dem eigenen und dem feindlichen Graben bleibt die Reihe im Schnee stecken. Ich sehe deutlich, wie sie sich dort zusammenkauern und im losen und falschen Schnee Deckung suchen. Vor ihnen ist die weiße Schneedecke plötzlich wie mit Ruß bedeckt worden. Die Russen haben einen Hagel von Handgranaten geworfen, die krepierend unsere Leute zerfleischen und den Schnee schwarz färben.

„Weshalb gehen die Leute nicht vor!" ruft der Divisionär in den Fernsprecher hinein. „Was ist los?" Antwort: „Sie werden von der Kuppe jenseits flankiert!" — „Ausgeschlossen! Die Kuppe ist so unter Feuer, daß niemand dort sein kann!" Antwort: „Dennoch kriegen sie auch von dort Feuer!" — „Was ist denn los mit der Artillerie? Lebhaftestes Feuer, bitte!" „Jawohl, Exzellenz, lebhaftestes Feuer!" bestätigt der kleine Artilleriegeneral. Und wieder donnern die Mörser und Haubitzen, heulen und bellen und toben die Granaten lagenweise gegen die Kuppe, von der aus die Unsrigen, wie man behauptet, noch immer flankiert werden. Es sieht so aus, als hätte der Berg sich plötzlich in einen Vulkan verwandelt. Rauchsäulen steigen wie schwarze Kaskaden empor, die versengten Flecken erweitern sich und kriechen wie dunkle Schatten über die sonnenblitzende Schneefläche, bis der Berg trauerverhüllt in Sack und Asche daliegt. In den Schützengräben vorne sieht man russische Soldaten bei Volltreffern in die Luft springen;

geht man aber drei Schritte vorwärts, kriegt man trotzdem sofort wieder Feuer aus dem Graben, neben der Stelle, wo der Volltreffer soeben einschlug. So ist der Gebirgskrieg. Die Reihe aber, die jenseits vorgegangen und im Schnee zwischen den Schützengräben steckengeblieben ist, verhält sich noch immer ruhig, unheimlich ruhig. Ich habe Lust zu fragen, was die Leute eigentlich dort im Schnee tun, in dem sie nur eine trügerische Deckung haben, kann aber nicht fragen, und niemand äußert sich darüber. Stunde nach Stunde vergeht. Angriffe werden an anderen Stellen links jenseits der Kuppenhöhe, wo wir die Vorgänge nicht genau beobachten können, angesetzt, aber immer sehe ich die fein punktierte Reihe der ersten Sturmkolonne, die noch immer im Schnee hinter dem von den Handgranaten rußgefärbten Flecken liegt. Und allmählich verstehe ich, daß sie für immer liegenbleibt, daß sie zwischen den beiden Schützengräben eine offene Gruft gefunden hat, aus der vielleicht einige Leichtverwundete, wenn das Feuer nachläßt, und sie bis dahin nicht erfroren sind, zurückkriechen können, um wieder in den eigenen Schützengraben hineinzuschlüpfen. Wer nicht selbst die dreißig Meter zurücklegen kann, ist des Todes, denn die Verwundeten zu holen ist ein Ding der Unmöglichkeit, solange der feindliche Graben nicht genommen ist. Bei einem bis in den feindlichen Schützengraben hinein erfolgreich vorgetragenen Angriff sind die Verwundeten geborgen. Bei einem teilweisen Mißerfolg aber müssen sie zwischen den beiden Schützengräben, dreißig Meter von Feind und Freund liegend, einen kalten und langsamen Tod

sterben, wenn sie so getroffen sind, daß sie nicht kriechen können. So ist die Wahrheit!

Ich bestrebe mich, an andere Dinge zu denken. Langsam vergeht der Tag. Der kleine Artilleriegeneral teilt sein Butterbrot mit mir, was ich ihm nie vergessen werde. Nicht nur, weil ich hungrig geworden bin und selbst nichts mitgenommen habe, nein, nicht nur deswegen. Seine Augen leuchten gütig und nachdenklich unter dem Brillenglas, während er spricht. Die alte Heimat kommt mir in den Sinn durch eine seiner Fragen. — „Wir haben einen Hauptmann E. aus Schweden bei uns, einen sehr tüchtigen und beliebten Offizier. Er ist aus Eslöf in Schweden. Kennen Sie ihn?" — „Es ist der ältere Bruder meines Jugendfreundes, Herr General." — „Sieh mal einer an, wie klein die Welt ist! Hier stehen wir auf einer Kuppe in Galizien und finden sofort gemeinsame Bekannte ..." In unser Gespräch mischen sich die Stimmen der Artillerieoffiziere vom Posten nebenbei, die die Einschläge beobachten. In ihre Tabellen schauend, geben sie die Libelle an, nach der geschossen werden soll: „47—70, 50—80, Geschütz so und so, Schuß!" höre ich die Stimme des Offiziers. Der Unteroffizier, der den Fernsprecher bedient, wiederholt die Zahlen: „Geschütz, Schuß!" Nach einigen Sekunden folgen die Schüsse von der Batterie hinter den Bauernhütten unterhalb der Kuppe ... Ich weiß nicht, weshalb ich die Empfindung habe, daß es gerade in dem Augenblick sehr still ist, in dem ich einen mir bekannten Laut höre. Es ist ein sprödes Fistelflöten, das unheimlich schnell anschwillt und gerade gegen meine Brust dringt, näher und

näher messerscharf schreiend: Tji! — Tji! — Tji!! Ein Knall — und eine lammweiße Sprengwolke entfaltet sich wie eine geballte Faust, die gewaltsam alle Finger spreizt, über der Kuppe links von uns in einigen hundert Metern Entfernung. Der Sprengpunkt ist sehr hoch gewesen. Es scheint mir, daß alle schweigen und nur nach der welligen Schrapnellwolke blicken, die so fremd und einsam in der blaukalten Luft sich spiegelt. Da sagt sehr lässig ein Artilleriehauptmann des Stabes, der mir viel Interessantes über Pferde erzählt hatte — ich kann mich nämlich tagelang über Pferde unterhalten — sagt also sehr lässig, und ich schaue ihm gerade in die braunen und intelligenten Augen: „Es ist ein Richtschuß gewesen. Die nächsten kommen niedriger, oder sie tasten hier herüber!" Nach einer Minute pfeift es wieder fistelnd und ebenso eindringlich, den Ton steigernd. Es sind nur Sekunden, und ich denke — ich rede nur darüber, was ich selbst dabei empfinde: Kommt er hierher, oder bleibt er drüben ...? „Er bleibt drüben!" Sehr schön und genau in passender Höhe krepiert er drüben, wo wir nicht sind, und wo überhaupt niemand ist. Noch einmal wiederholt sich dasselbe. Es ist klar, daß sie nach unseren Artilleriebeobachtern tasten. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß die Reihe auch an uns kommt; gut, ich mache mich also darauf gefaßt. Wir stehen ganz frei auf dem Kuppenkamm. Die paar Tannen vor uns sind die einzige Deckung. Jeden Augenblick kann eine Garbe Füllkugeln über uns niederprasseln. Es ist sehr wahrscheinlich. Weshalb sollten sie nur nach der einen Kuppe schießen? Dreimal Rot, einmal Schwarz! denke ich, als stände ich, wie einst, im Spielsaal

von Monte Carlo. Ich sehe sogar deutlich den Tisch und die Gesichter von damals und, seltsam genug, ich fühle mich genau wie damals während des Spiels. Nein, ich fühle vielmehr eine gewaltige Steigerung des Lebenstriebes, eine allumfassende Gegenwärtigkeit aller Dinge und auch meines Selbst.

Die Minuten vergehen, wir rauchen zögernd, betrachten wieder durch das Glas die Stellungen drüben, aber es kommt nichts mehr. Exzellenz spricht wie zuvor in den Fernsprecher hinein. Er hat wahrscheinlich die drei Schrapnells gar nicht bemerkt, auch nicht die verirrte Gewehrkugel, die leise flüsternd an uns vorbeiflog — wer weiß, von wo sie kam.

Allmählich neigt sich der Tag. Das Licht wird fahl und trügerisch. Die Kanonen reden müde und langsam. Von drüben kommt die Mitteilung, daß die Unserigen an dem einen Flügel einige Schützengräben genommen haben und sich dort behaupten. Der Tag ist aus. Es wird so still, daß das Gewehrfeuer wieder zu hören ist, das beständige Hämmern und Poltern, das niemals aufhört, bis der Berg unser ist, und es an einer neuen Stellung wieder von vorn anfängt.

Galizien, Ostabhang der Karpathen, im März.

Ritt im Kugelregen

Zwischen den beiden Bergen, um die gekämpft wird, liegt im Tale ein Dorf, dessen Name mir lange im Gedächtnis bleiben wird. Es ist von unserem Dorf, in dem

der Divisionsstab liegt, etwa fünf Kilometer entfernt. Der Weg auf der Landstraße mag etwas weiter sein, aber das ist ja im Grunde einerlei ... Unsere Feldküchen fahren an jedem Tage, sobald der Abend dämmert, zu diesem Dorfe hin. Und von da aus wird der Inhalt der Küchen auf Tragtieren in die Stellungen hinaufbefördert. Das wissen die Russen, und deshalb summen, besonders um diese Zeit, die Gewehrkugeln wie Bienenschwärme über den Weg und durch die Dorfstraßen. Übrigens ist das Dorf eigentlich immer unter Feuer. Schrapnells, Granaten und Spitzkugeln machen das Leben dort unsicher, aber der Krieg ist eben, um die klassischen Worte aus einem Divisionsbefehle zu zitieren, „meistens mit gewissen Gefahren verbunden!" Es ist also durchaus keine Seltenheit, daß Pferde und Menschen, die dort unten zu tun haben, nie mehr zurückkehren. Ja, zu tun gibt es dort mancherlei: die Feldküchen und die Munition sind hinzufahren, Verwundete vom Verbandplatz abzuholen, auch haben die Bataillonsstäbe dort ihr Quartier, in dem sie sich sozusagen häuslich eingerichtet haben. Es muß vorausgeschickt werden, daß das Leben in diesem Dorf von seinen feuerfesten militärischen Gästen ziemlich gelassen ertragen wird. Bekanntlich trifft ja nicht jede Kugel, wenn auch täglich Opfer zu verzeichnen sind. Die Sanitätskompanie der Division hat schon mehrere Pferde streichen müssen, die mit Kopfschüssen an Ort und Stelle liegengeblieben sind, auch Krankenträger, ja sogar Verwundete, die hier zum zweiten Male getroffen wurden. Spitzkugeln schlagen durch die Fensterscheiben und Holzwände der Ruthenenhütten und verursachen

manchen Schaden. Die Schrapnells, und kommen ihrer auch zwanzig hintereinander angeflogen, werden weniger beachtet, wenn man nur ein Dach über dem Kopf hat. Dagegen machen die Granaten, wenn sie gerade in ein Haus einschlagen, reinen Tisch. Wir konstatierten es neulich. Von sämtlichen militärischen und bürgerlichen Bewohnern eines Hauses blieb, nach einem einzigen Treffer, nur ein Sanitätshund übrig. Zwei Tage irrte das Tier herrenlos umher und kehrte dann, mit einer Splitterwunde im Rücken, zur Division zurück. Der Hund war mit 2000 Mark versichert. Ich habe ihn selbst gesehen. Es war ein guter Hund deutscher Rasse, ein Schäferhund...

Na, kurz und gut, alle diese Dinge hatte ich mir nur wenig oder gar nicht überlegt, als ich mit dem kleinen ostpreußischen Artillerieleutnant, der wegen Asthmas Proviantoffizier geworden war, eines Nachmittags hinausritt. Von diesem Ritt war wiederholt die Rede gewesen, aber immer war uns etwas dazwischen gekommen: Das eine Mal war ich gerade oben auf der Kuppe beim Divisionsstab, um den ersten Angriff großen Stils auf den Berg drüben zu sehen, das andere Mal hatte ich zuviel Konservenfleisch gegessen und mußte immer die Lufttemperatur messen, die keineswegs so hoch war, wie meine eigene, aber endlich klappte die Sache. Und eines Nachmittags um vier sind wir losgeritten... Nun ist das Reiten schon an sich eine Tätigkeit, die einen Menschen ganz und gar packt, wenn er den rechten Sinn dafür hat. Es ist wie eine Leidenschaft, in die man sich verliert, und ich glaube unbedingt an das geflügelte Roß, das seinen Reiter auf zur Sonne trägt. Nichts ist zu weit, nichts zu

hoch für den rechten Reiter: es ist nicht mehr ein Mann, der reitet, sondern ein beflügeltes Wesen mit zwei Händen, oder besser mit einer leicht federnden Hand, deren Daumen nach oben zeigt, und mit vier Hufen, die Tempo und Richtung durch ein paar zärtlich und wohl angelegte Schenkel erhalten ... Aber ich will mich hier nicht in diese Leidenschaft hineinverlieren, ich will nur sagen, daß selbst ein Kriegspferd zweiter Klasse, wie mein zufällig geborgter Peter, so leidenschaftlich empfunden werden kann, daß man darauf durchs Feuer reitet — ohne daran zu denken. Mir ist es jedenfalls so ergangen, und doch hatte Peter wenig Verständnis für die höhere Reitkunst. Er warf sich auf den Sporn und schlug mit dem betreffenden Bein so lange böswillig aus, bis ich beide kriegsgeschliffenen Eisen dreimal in seine Rippen rammte, damit er „mich kennenlernen sollte" (wie ich unlängst einen Feldwebel zu einem Gemeinen sagen hörte). Nach dieser Aufmunterung ging alles glatt, und ich merkte, daß Peter, mein deutsches Kriegspferd, anständig behandelt, seine hundert Kilometer in einer Tur, ohne Schaden an Leib und Seele zu nehmen, machen würde.

Der Weg führt aus unserem Dorf durch eine zwischen den beiden Kuppen eingebettete Schlucht hinaus. Hier stehen, bei einer kleinen Brücke, die letzten Posten, und hier fängt die Feuerzone an. Einige hundert Meter weiter steht eine unserer schweren Haubitzbatterien, schön umrahmt von einem Halbkreis tiefer Trichter, die die russischen Granaten gegraben haben. Einige sind auch über den Weg gegangen und haben dort, am Turm

der Kuppe, vereinzelte Gruben gebohrt. Überhaupt halten die Russen mit Vorliebe diesen Weg unter ihrem Feuer. Sie wissen nämlich, daß wir dort fahren müssen. Hier und da sind auch Granaten in den Straßengraben eingeschlagen und haben ein großes, halbrundes Loch aus dem Wegrande herausgebissen, daß man scharf achtgeben muß, wenn man im Halbdunkel reitet. Auch einige von den Ruthenenhütten am Wege haben Spuren von Granaten, aber schließlich: wer kümmert sich um Granaten, die eingeschlagen sind, um tote Granaten?!... An jenem Abend waren keine Granaten über der Erde und uns entgegen. Halbwegs zwischen unserem Dorfe und dem Dorfe im Tale, unterhalb der umstrittenen Berge, steigt der Weg an, um sich dann wieder dem Tale zuzuneigen. — „Bis zur Anhöhe können Sie reiten!" hat man mir bei der Division gesagt. — „Von da an liegt der Weg immer unter Feuer!"... Es ist beinahe Abend geworden. Das Zwielicht der Dämmerung verschleiert die kühl und großzügig entworfenen Profile der Berglandschaft. Wir halten auf der Höhe die Pferde an und schauen schweigend geradeaus, während das ewige Knattern des Gewehrfeuers in unsre Ohren dringt. Ich kann mir diese Berge ohne das beständige Gewehrfeuer nicht mehr denken. Sobald das Licht verlöscht und der Tag schweigt, drängt es sich einem unabweisbar auf. Ich habe bisweilen gedacht, es müßten große Insekten — vielleicht eine besonders große Art der Totenuhr — sein, die sich, statt in irgendeiner Wand, drüben in der Bergseite eingenistet haben und des Abends losticken, daß einem beinahe die Gemütlichkeit dabei vergeht...

Wir halten still und lauschen dem Ticken des Totenuhrschwarms. Vor uns führt der Weg, etwa zwei Kilometer weit, schräg abwärts zum Talboden, wo das Dorf liegt. Wir schweigen beide, mein Begleiter und ich, aber schließlich muß etwas laut gesagt werden, etwas, woran wir beide denken. — „Sie möchten also Ihren alten Bataillonskommandeur gern begrüßen, Herr Leutnant?" frage ich. — „Ja, ich hätte eigentlich nichts dagegen, möchte aber nicht die Verantwortung übernehmen . . .!" Die Sekunden vergehen sehr langsam. Ich fühle, daß ich an gar nichts denke, daß ich keine einzige bestimmte und klar abgegrenzte Vorstellung von irgend etwas auf Erden habe. Ich empfinde nur einen eigentümlich gehobenen Zustand, so, als würde ich allmählich von der Steigerung eines Rausches umfangen, von einer Leidenschaft, einer Liebe oder unsagbaren Schönheit betört. Ich weiß nicht, wie und wann es geschehen ist, daß ich von der Stelle, auf der wir eben hielten, in scharfem Trabe vorreite, ich fühle nur, daß ich das Pferd fest in der Hand habe, und daß ich abwärts auf dem glatt gefrorenen Weg reite, was das Zeug hält. Die Stollen der Hufeisen beißen schneidend in das Eis. Das Pferd steht und geht gut, mit gehobenem Kopf weitausgreifend dem Gewehrfeuer entgegen. Hinter mir höre ich den Hufschlag meines Begleiters. Sonst höre ich nichts, weil ich, der Kälte wegen, die Klappen meiner Ledermütze über die Ohren gezogen habe.

Wir sind schon unten im Tale. Die ersten Häuser des Dorfes schwimmen schattenumwogt vorüber. Der Weg biegt plötzlich scharf nach links ab und geht wiederum sehr steil in die Tiefe, so steil, daß das Pferd, trotz der geschärf-

ten Stollen, Schlittschuh zu laufen beginnt, und ich es anhalten muß, um nicht zu stürzen. Ich weiß, ohne daran zu denken — niemand hat je eine Silbe darüber zu mir gesagt —, daß an dieser Wegbiegung das Verhängnis lauert, aber ich kann, meine ich, mein Pferd nicht über den Haufen reiten und reite also Schritt, drei, vier Schritte. Links von mir erhebt sich eine hohe Lehmwand, in die bei jedem Schritte, den ich vorreite, etwas einschlägt. Was, darauf komme ich nicht, da ich augenblicklich nur auf das Reiten bedacht bin. Da setzt von hinten her mein Begleiter an, galoppiert, was der Gaul nur hergibt. Beim Vorüberfliegen ruft er mir zu: „Bitte, hier eine andere Gangart!" Nach dreißig Sekunden halten wir die schnaubenden Pferde vor einer Hütte an und steigen ab. Während ich die paar Holzstufen der Treppe hinaufgehe, höre ich das Gewehrfeuer so nahe, als würde dicht über meinem Kopf geschossen. Der Berg mit den Stellungen liegt dem Dorf unmittelbar gegenüber, die ganze Breitseite ihm zugekehrt; jenseits, auf dem anderen Berg, sind auch Stellungen. Das Dorf dazwischen hat also die bestmögliche Nachbarschaft. Wie wir durch die Tür gehen, sagt mein Begleiter: „Hörten Sie, wie sie vorbeiflogen? Bss! Bss!!" — „Nein, ich hörte nur die Einschläge in die Lehmböschung!" — „Stimmt!" Weiter wurde darüber nicht gesprochen.

In der Stube saßen vier Offiziere gemütlich um einen Tisch. Ihre Stimmung war durchaus nicht gedrückt. Gelassen unterhielten sie sich über die verschiedensten Wirkungen von allerlei Feuerwaffen. Ich gewann den Eindruck, daß es in diesem Dorfe und in seiner nächsten Umgebung

sehr lebhaft zugehen müsse, hatte aber, wie die anderen Anwesenden, das Gefühl, daß mich persönlich die Sache nichts angehe. — „Bleiben Sie hier bei uns!“ sagte einer der Herren. — „Morgen in der Frühe wird wieder angegriffen. Gehen Sie mit uns hinauf, da werden Sie was erleben!“ — Ich meinte, daß es genügte, bis hierher geritten zu sein. Man hatte mir dringend empfohlen, nicht in die Schützengräben zu gehen. — „Unsinn! Es ist viel gefährlicher, hierher zu reiten, als hinaufzugehen! Man geht einfach in den toten Winkeln. Allerdings, einen Sturm mitzumachen, ist so eine Sache!“ ... „Schön, ich werde es mir überlegen.“ Eine Stunde vergeht, und nichts kommt durch das Fenster oder die Wand zu uns herein.

Wir verabschieden uns. Draußen ist es ganz dunkel geworden. Nur der Schnee leuchtet spukhaft durch das wild zerwürfelte Gebirge. Es ist so kalt, daß die Zähne klappern, als man aus der warmen Stube hinauskommt. Schnell in den Sattel! Die Zügel fest in der Hand, die Schenkel angelegt, und wir sprengen wieder durch das Dorf, den Weg hinauf, runden die scharfe Kurve in der Biegung, daß Schnee und Eis von den Hufen stieben. Ich aber höre dieses Mal gar nichts, weil das Tempo der Pferde jedes Geräusch übertönt. Sie haben den Krieg von Anfang an mitgemacht und wissen, was auf dem Spiele steht. Außerdem geht es heimwärts. Weiterhin wird Trab geritten. Sobald die zwei Kilometer hinter uns liegen, machen wir wieder auf der Anhöhe halt und schauen schweigend zurück. Auf dem Berg brennen vereinzelte Wachtfeuer.

Jenseits der beiden Berge ist aber der Himmel feuerrot. Ein Dorf geht irgendwo in Flammen auf und spiegelt ein Bild des Krieges und der Vernichtung durch Schwert und Feuer auf dem nächtlichen Himmel wider, der sich, unheimlich und hoffnungsvoll, über den Berg Zwinin und das Dorf Orowa spannt. Ich war soeben verlassen.

Galizien, Ostabhang der Karpathen, im Mai.

Gespräch mit einem russischen Feinde:

Täglich wird angegriffen. Es wird sehr kurz Abend gehalten und sehr lange. Auf allen Fundamenten des modernen Krieges wird gebaut, am verwüstungsvollsten. Und — die Division kommt vorwärts! Ich bin auf vorgeschobenen Beobachtungsposten gewesen und weiß manches von Wunden und erbeuteten Gütern zu erzählen. Auch hier geht der Betrieb sachlich und in bewundernswerter Ordnung vonstatten. Es ist kein Mangel: weder an Munition, noch an Verbandzeug. Die schwerverletzten Offiziere kommen schon ausgeschieden werden. Alles wirkt, wie es soll, und im schönsten Einklang: selbstverständlich ohne Hast und Gedränge ... Ich bewege mich hier, wo und wie ich will, und bin bei der Division und in deren Kampfgebiet ganz wie zu Hause. Das gerade sagt mir so zu. Daß ich nie werden kann wohne. Wie viele liebe und brave Menschen habe ich dort kennengelernt! Ich werde sie vermissen, wenn ich sie nicht mehr sehe und nicht weiß, ob ich sie je wiedersehen soll ...

Der kleine Artillerieleutnant ist immer bereit, mitzugehen, wenn er Zeit hat und sein Proviantamt verlassen kann. Wir machen also einen Spaziergang bis zu unseren äußersten Artilleriestellungen, wo die leichten Feldgeschütze stehen. Wir gehen vorwärts, während die Geschosse in allen Tonarten singend die Luft über uns beleben. Links vom Wege, auf der Anhöhe, ist ein Tannenwald. Wir schlagen einen Pfad ein, der durch den Wald führt. Die Stämme und Äste sind zerfetzt vom feindlichen Artilleriefeuer. Man könnte glauben, ein wild gewordener Förster sei durch den Wald gerannt und habe mit Beil und Messer blind und wütend allen Bäumen das Todeszeichen gegeben. Tiefer im Walde steht auf dem Pfade ein junger Artillerieoffizier, ein Freund und Kamerad meines Begleiters. Er freut sich, Besuch zu bekommen, und wir müssen sofort aus der Feldflasche einen Schluck unverdünnten Rum nehmen. Fünfzig Schritte weiter steht die Batterie, etwas seitwärts ein aus Tannenstämmen schön gebauter Unterstand. Andere Offiziere und Kameraden sitzen darin, bereit, wenn der Fernsprecher ruft, das Nötige zu unternehmen. Wir unterhalten uns über artilleristische Spezialitäten, erfahren von den Einschlägen der russischen Granaten und Schrapnells, die noch keinen Volltreffer gehabt haben, obwohl sie dann und wann ziemlich dicht rund herum niederkommen. Solange wir dort waren, ist allerdings nichts niedergekommen. Die russischen Geschütze waren zwar fleißig bei der Arbeit und schossen zu uns herüber, ohne daß wir jedoch etwas davon merkten ...

Wir nehmen Abschied und wandern langsam zurück.

Auf der Landstraße kommen vierhundert gefangene Russen in einem Zuge. Eine von unseren Sturmkolonnen ist in der Frühe an einer Stelle durchgestoßen und hat die Russen in ihren eigenen Schützengräben von hinten gepackt. An der Spitze des Zuges gehen zwei russische Offiziere. Der eine von ihnen ist ungewöhnlich groß und sieht in den langen Röhrenstiefeln und der hohen grauen Pelzmütze noch größer aus. Wir geben ihnen ein Zeichen, daß sie heraustreten sollen, und ich richte einige Fragen an den langen Leutnant. Er macht ein sehr besorgtes und niedergeschlagenes Gesicht. Er hat sich nicht gutwillig ergeben, nur um das Leben zu retten, hat er die Hände hochgehoben. Ich frage ihn: „Wie sind Sie gefangen worden?" — „Die Euren sind durchgestoßen und haben uns von hinten erwischt." — „Sie freuen sich wohl nicht darüber?" — Er schlägt die Augen nieder: „Nein, offen gestanden, ich freue mich nicht darüber!" — „Weshalb?" — „Weil ich gern weiter gekämpft hätte. Und ..." — „Und?" — „Und weil ich nicht weiß, wie es uns bei euch gehen wird!" — „O, seien Sie ganz unbesorgt. Man wird Sie sehr gut behandeln!" — „Wenn wir so gut behandelt werden, wie eure Gefangenen bei uns, wäre ich sehr dankbar!" — „Dessen können Sie sicher sein!" — Er blickt mich zweifelnd an. — „Wie heißen Sie?" frage ich noch. — „Michailow." — „Was und von wo sind Sie?" — „Bankbeamter aus Moskau." — Sprechen Sie nur Russisch?" — „Ja, nur Russisch ..." Ein Zeichen, und er und sein Kamerad treten wieder in die erste Reihe der Gefangenen hinein. Und weiter zieht der Zug der gefangenen finnländischen und sibirischen Schützen, der

besten Mannschaften Rußlands. Finnländische Schützen heißen sie nur, weil sie in Finnland in Garnison liegen. Sie sind nicht Finnländer, sondern Großrussen aus Nordrußland, stramme, zähe und wetterfeste Leute.

Wir kommen nach Hause. Zwei bei einer früheren Gelegenheit gefangene Russen sind dabei, uns Holz zu holen. Etwa fünfzig Russen sind bei der Division zurückgehalten worden, um verschiedene Arbeiten zu verrichten. Sie wohnen in der ruthenischen, pagodeähnlichen Kirche, oben im Turm. Es ist kein Ofen da, und es ist bitter kalt. Aber auch unsere Mannschaften haben in der Kirche Quartier. Der eine von den beiden blickt mich an. Er weiß vermutlich, daß ich Russisch spreche. — „Herr!" sagt er, „es ist sehr kalt in der Kirche." — „Ist es denn wärmer bei euch drüben?" — „Jawohl, es ist viel wärmer bei uns in Rußland." — „Dummes Zeug, ich meine doch in euren Schützengräben." — „Jawohl, es ist auch dort viel wärmer. Wir bauen sie mit Dach und Blindagen." — Er meint verschließbare Schießscharten, nehme ich an. Ich antworte aber: „Wir halten es auch in offenen Gräben aus. Ich habe genug mit dir gesprochen. Bring uns mehr Holz her!" — Er geht gehorsam und beruhigt von dannen, und wir essen Mittag und geben uns den gegenwärtigen Dingen hin. Da stehen plötzlich in der Tür, unter Eskorte, der lange russische Leutnant und sein Kamerad, die wir unterwegs getroffen hatten. Es sind Offiziere, und mein Wirt, der Ortskommandant, muß deshalb für standesgemäßes Quartier sorgen. Der russische Leutnant ist, wie gesagt, sehr groß, sehr blond und ein sehr braver Mann. Er gewinnt sofort alle Men-

schen für sich. Es ist etwas an ihm, was das Beste bei den Russen, vielleicht überhaupt bei allen Menschen, ausmacht: Er ist ein Mann. Der Ortskommandant und die anderen Hausgenossen schauen ihn prüfend an, und allmählich bemerke ich, wie das Licht des Wohlwollens ihre Gesichter erleuchtet. Denn auch sie sind Männer und haben auf vielen Schlachtfeldern Gelegenheit gehabt, es zu beweisen. — „Fragen Sie ihn, bitte, aus über Rußland," sagen meine Freunde. — „Sehr gern!" — Ich erhebe mich, und der gefangene Offizier und ich stehen einander in voller Höhe gegenüber. — „Ich hatte heute schon das Vergnügen, mit Ihnen einige Worte zu wechseln. Sie sind vielleicht so freundlich, mir noch ein paar Fragen zu beantworten?" — Er blickt mich unsicher an und nimmt sich zusammen, um nichts Überflüssiges zu sagen. Er ist sehr blaß, wahrscheinlich ungeheuer müde und erschöpft. Seine hellblauen Augen haben den Ausdruck eines Kindes und sind dennoch fest und offen auf mich gerichtet. Sein Gesicht könnte ein veredeltes Gorki-Gesicht genannt werden. Er trägt auf dem Mantel breite goldene Achselstreifen, so wie sie im Frieden getragen werden. Ich frage ihn und übersetze den Freunden, was gesprochen wird. „Sagen Sie, bitte, weshalb tragen Sie im Felde die breiten goldenen Streifen. Ist das nicht unpraktisch?" — „Ich habe sie nicht feldmäßig umändern lassen wollen. Trifft es, trifft es so wie so!" — „Das mag schon sein. Wie viele Geschütze habt ihr drüben bei euch?" — „Ich weiß es nicht, ich war nicht bei den Geschützen." — „Eure Artillerie hat uns nicht besonders weh getan." — „Bitte, nehmen Sie es nicht übel: eure uns auch nicht." — „Na,

dann gleicht es sich ja aus. Ist man bei euch nicht kriegsmüde, und sind keine inneren Unruhen im Lande?" — „Nein, wir wollen drei Jahre Krieg führen, und das Land ist nie so ruhig gewesen wie jetzt!" — „Kennt man Belgiens Schicksal und weiß man von der Besetzung von zehn französischen Departements?" — „Jawohl." — „Auch von der letzten masurischen Winterschlacht?" — „Auch." — „Wie viele Gefangene haben wir euch abgenommen? Was meinen Sie?" — „So viele, wie wir von euch haben." — „Das heißt?" — „Über eine halbe Million." — „So? Nun, wir haben bei uns die doppelte Anzahl . . ." Er schüttelt ungläubig den Kopf. — „Werden unsere Gefangenen bei euch gut behandelt?" — „Ja, sehr gut. Ich wünschte nur, hier bei euch ebenso gut behandelt zu werden. Euren Offizieren wird es nie zugemutet, zu Fuß zu gehen. Und unseren Damen hat man es übelgenommen, daß sie in einigen Städten den gefangenen Offizieren Blumen und Obst gebracht haben." — „Die in Rußland lebenden deutschen Staatsbürger sind aber um ihr Eigentum gebracht und nach Sibirien verbannt worden!" — „Sibirien ist ein Land wie jedes andere. Dort leben ja auch Russen, wie überall in Rußland." — „Der Pöbel hat, mit Erlaubnis der Polizei, das deutsche Botschaftspalais zertrümmert und einen alten Beamten ermordet. Was sagen Sie dazu?" — Er schweigt. — „Freut man sich bei euch so sehr darüber, Blut zu sehen?" — „Nein, viele finden es entsetzlich, daß die Menschen soviel Blut vergießen." — „Weshalb führt ihr also den Krieg gegen uns?" — „Um das Vaterland zu verteidigen. Wird Deutschland nicht besiegt, wird

es uns alle beherrschen." — „So sagt man bei euch?" — „Ja, das glaubt man bei uns." — „Habt ihr Menschenleben genug, um das durchzuführen?" — „Ich denke, ja." — „Was halten Sie von den deutschen Soldaten?" — „Wir ziehen vor, mit ihnen nichts zu tun zu haben, wenn wir die Wahl haben."

Intimere oder interessantere Sachen sind bei ihm nicht zu erfahren. Er ist ein braver und tapferer Soldat. Der Ortskommandant schenkt Tokaier in die Gläser, den goldenen Tokaier, den die Russen an Ort und Stelle faßweise saufen wollten. Wir bieten auch dem Russen ein Glas, und das Gesicht des gefangenen Offiziers erhellt sich. Er sieht, daß die Gefangenen auch bei uns gut behandelt werden. Wir reichen ihm zum Abschied die Hand, die er nach russischer Art fest drückt. Darauf werden er und sein Begleiter, der die ganze Zeit nicht gesprochen hat — er sah auch nicht danach aus, daß es gelohnt hätte, ihn zu befragen — in ihr vorläufiges Quartier abgeführt.

Galizien, Ostabhang der Karpathen, im März.

Ungarns Trauer um Przemysl

Vor etwa sechs Wochen sah ich hier auf der Straße eine Trift Ochsen vorbeikommen, große, silbergraue ungarische Ochsen mit den langen, antik gewundenen Hörnern. 400 Stück waren da, ein Teil einer zwei-, dreitausendköpfigen Großtrift, die aus Ungarn nach der galizischen Grenze unterwegs waren. Lag es schon in der Luft, flüsterte jemand ein Wort, sagte ich mir es

selbst, daß diese Trift ein besonderes Ziel hatte? Jedenfalls: von der Zeit an dachte ich mehrmals jeden Tag an Przemysl. Heute habe ich wieder die Ochsen gesehen. Sie kamen von oben her auf dem Wege nach der Heimatgegend und ihren alten Besitzern, denen sie wieder zurückgeliefert werden sollen. Es ist nicht ihr Schicksal gewesen, diesmal in der Festung als Suppenfleisch unterzugehen. Vor Egge und Pflug sollen sie wieder sinnend dahergehen und der ungarischen Saatzeit dienen, denn jetzt wird in Ungarn das Saatkorn für eine neue Ernte der Muttererde anvertraut. Aber wie gern hätte Ungarn zweitausend Ochsen, ja alle seine silbergrauen Ochsen für Przemysl hingegeben. Einen silbergrauen Ochsen für jede Träne, die ungarische Frauen in diesen Tagen um Przemysl geweint haben. Es war im engeren Sinn keine ungarische Festung, aber hauptsächlich von ungarischen Landsturmleuten verteidigt. Aus dieser Stadt allein haben fünfhundert ungarische Soldaten, meistens Familienväter, Przemysls Schicksal geteilt. Doch nicht nur deswegen haben Ungarns Frauen mehr Tränen geweint, als es Silberochsen in Ungarn gibt.

Sátoralja-Ujhely, Ende März.

Die Erstürmung des Zwinin durch die deutschen Truppen

Die deutschen Truppen haben am 9. April den Berg Zwinin jenseits des Verecke- und Lysapasses in Galizien erobert. Seit dem 7. Februar leisteten die Russen viel-

fältig und vorteilhaft in den Berghängen eingegraben einen zähen und gut organisierten Widerstand. Während meines siebenmonatigen Aufenthaltes in den Karpathen habe ich reichlich Zeit und Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen, daß eine Verteidigung dieses Gebirges so viel leichter als ein Angriff ist, daß sie beinahe in gar keinem Verhältnis zueinander stehen. Hier haben frühere Ansichten über den Gebirgskrieg eine Änderung erfahren. Die stehenden Heere unserer Zeit verfügen nämlich über solche Menschenmassen und überhaupt über ein solches Material, daß die Frontausdehnung gleichgültig ist. Gerade ein Gebirge wie die Karpathen aber kann durch dem Gelände angepaßte Stellungen von kleineren Streitkräften, als in der Ebene nötig, behauptet werden. Bedingung jedoch ist, daß die Kordonstellungen einen jeden Weg und Pfad, sei es im Tale oder auf den Höhen, derartig beherrschen, daß ein Umgehen ausgeschlossen ist und daß ein Vordringen nur durch Frontalangriffe erfolgen kann. Was aber Frontalangriffe heutzutage, besonders im Gebirge, bedeuten, ist wohl einem jeden klar. Die Truppen, die einen hartnäckig verteidigten Berg nehmen, verdienen, wessen Farben sie auch tragen, das höchste Lob, weil eine solche Einnahme an das Übermenschliche grenzt. Die Russen haben die Karpathen besetzt und sind in diesem Gebirge wie zu Hause. Kettenähnlich haben sie Stellungen angelegt, die ein jedes Umgehen ausschließen. Wer vorwärts will, muß ihnen die Stirn bieten und mit jedem Mittel und jeder Waffe gerade ins Gesicht hauen, bis ihnen die Zähne ausgeschlagen

und die Augen geschlossen sind. Dabei haben sie auch den Vorteil, von einem anderen Berg aus den Angreifer flankieren zu können, was das Vorgehen noch blutiger und mühsamer macht. So nahmen deutsche Truppen den Berg Zwinin, der in einer Höhe von 992 bis 1038 Meter den Schlüssel zu Skole bildet. Der Besitz von Skole ist deshalb wichtig, weil die Eisenbahn Munkács—Volocz—Skole durch das Oportal in einem ostwärts gezogenen Bogen führt, der den westwärts auf der Paßstrecke Verecke—Lysa vorgedrungenen deutschen Truppen nicht als Etappenlinie dienen kann. Bis dahin müssen sie ihren ganzen Bedarf an Munition und Proviant mit Pferdekraft über die Paßhöhen bringen, was eine Leistung ist, die vielleicht nur ein deutscher Train fertig kriegt. Schwer war es, als die Paßhöhen mit Schnee und Eis belegt waren; jetzt, in Schlamm und Kot bis über die Wagenachsen, ist es eine Herkulesarbeit. Aber es wird gemacht. Niemand hungert, auch nicht die Feuerwaffen, und der Zwinin wurde genommen. Im März war ich während zweier Wochen Zeuge der Kämpfe um den Zwinin. Unmöglich schien es, Herr des Berges zu werden. Da hieß es eines Tages: „Der Zwinin ist gefallen," und in zwei Tagereisen war ich wieder bei dem Berg, der so vielen tapferen Feinden und Freunden das Leben gekostet hat. Unterwegs traf ich die Russen, die nebst fünfzehn Maschinengewehren auf dem Zwinin gefangengenommen wurden, als unsere Soldaten die Hand auf die feindliche Stellung legten, fünfzehnhundert Mann, acht Offiziere und ein Oberst, der Kommandant auf dem Zwinin. Ein kleiner, gedrungener Mann

mit energischem, kriegsgebräuntem Gesicht, der sich augenscheinlich mehr zu Hause auf dem Zwinin fühlte als im Gebäude des Generalkommandos, steht er umgeben von seinen acht Offizieren. Ein deutscher Hauptmann spricht Russisch mit ihm. Ich mache einen Augenblick halt und höre schweigend zu: Man soll auch anderen ihre Sprachkenntnisse gönnen. Der Hauptmann spricht tatsächlich ein sehr annehmbares Russisch. „Ich bin lange Zeit in Petersburg gewesen," sagt er. Der Oberst nickt verständnisvoll: Jawohl, er kann es sich denken. Eine kurze Unterhaltung über Quartier und Weitertransport folgt. Darauf sagt der Oberst: „Ja, ich bin der Ansicht, wenn Sie gestatten, daß man sich fest schlagen muß und dann Freunde sein, wenn es so kommt und nicht anders sein kann." Kurze Pause, wonach der Oberst sich beeilt, noch etwas zu sagen, was er sich genau überlegt hat, obschon er nicht recht weiß, wie er es sagen soll. „Bei dieser Gelegenheit," sagt er und räuspert sich, „möchte ich im eigenen wie im Namen meiner Kameraden zum Ausdruck bringen, daß wir bei Ihnen überall den allerbesten, ich wollte sagen, den allerintelligentesten Empfang erfahren haben." Weiter höre ich nicht zu. Der Oberst aber hat eine Redewendung gebraucht, die seiner Meinung nach besonders viel ausdrücken sollte. „Intelligentester Empfang," ich höre es zum erstenmal, der Oberst wahrscheinlich auch. Er hat es aber gut gemeint und wollte sich böser Gedanken wegen entschuldigen und den Weg in die Gefangenschaft ebnen. Er kann ruhig sein. Als tapferer Soldat wird er in jeder Weise ehrenvoll von uns be-

handelt. Wir sehen ihn gern bei uns, den Verteidiger des Zwinin.

Den nächsten Tag verbringe ich auf der Paßstraße, abwechselnd fahrend und marschierend; abends bin ich in Tucholka. In meiner Abwesenheit hat die russische Artillerie täglich hineingefunkt; damit ist jetzt Schluß. Wie es wieder Tag wird, reite ich nach Orawa, einem Dorf, das am Fuße des Zwinin liegt. Ich bin dort gewesen, als das Dorf unter ununterbrochenem Feuer aller Waffengattungen stand. In dem Zimmer, wo ich damals saß, wurde inzwischen ein Offizier getötet, während er die Zeitung las. Ich kenne Orawa gut. Auch jetzt ist das Feuer nicht fern. Unsere Artillerie arbeitet und die russischen Schrapnells krepieren tastend über der Kuppe rechts und über der Landstraße einige hundert Meter vor Orawa. Der kleine Artilleriegeneral, den ich von meinem ersten Besuch kenne, kommt mit Gefolge aus Tucholka reitend. Er geht auf der Dorfstraße vor. „Sie werden bald hineinfunken," sagt er, und betrachtet, die Zigarre ruhig rauchend, die aufblühenden schönen Schrapnellwolken. Ich trete heran und grüße. „Ach, sind Sie wieder da. Guten Tag!" „Jawohl, Herr General. Der Minister von Ungarn, Herr General, heißt Johann v. Sándor." „Danke vielmals; Sie haben es nicht vergessen." Ich hatte nämlich dem General versprochen, zu erfahren, wie der Minister hieß, der damals mit anderen Herren in Begleitung von Exzellenz, dem kommandierenden General, in Tucholka war. Der General führt ein genaues Tagebuch. Meine Absicht, auf den Zwinin hinaufzugehen, verwirkliche ich

nicht. Es dauert einen halben Tag, den Weg auf und ab im fußhohen Kot zurückzulegen. Außerdem ist wieder Schnee gefallen und hat die Spuren des Kampfes auf der Kuppe verschleiert. Täglich wird jemand von den Trägerkolonnen, die den Berg überschreiten, abgeschossen, weil die Russen noch hinüberreichen können. Unter dem Schnee liegt außer vielem anderen eine Saat von nicht krepierten Handgranaten, die, wenn man darauf tritt, sich drehen, daß der Hals bricht und das Ding explodiert. In sieben Sekunden muß man davon sein und sich hingeschmissen haben. Einer ist schon zerrissen worden, weil er dafür Interesse hatte, was da im Schnee gewesen . . .

Es liegen sehr viele Leichen oben um die gestürmten Schützengräben. Unsere Artillerie hat mit wundervoller Genauigkeit gewirkt und die Russen mürbe gemacht. Immerfort wurden von unserer Infanterie Vorstöße gemacht, um den Feind wach zu halten, damit er über den Generalsturm nicht viel Zeit zu denken hätte. Er war beständig beschäftigt, sogar unter der Erde, wo er zwei Stollen unter unsere Schützengräben vortrieb und sie mit Mann und Maus in die Luft sprengte, ohne daß deswegen unserseits locker gelassen wurde. Wiederholt waren wir in ihren Schützengräben, mußten dann und wann zurück, bissen uns doch immer vorwärts, bis beide Linien quer über der Kuppe in einem einander gegenüberlagen. Einmal waren die Russen eine Viertelstunde in unserem Graben und hatten während dieser Zeit ein halbes Dutzend Kisten mit Dynamit hineingeschleppt und eine Leitung rückwärts

gelegt. Unser Pionieroffizier entdeckte rechtzeitig die Falle und schnitt die Leitung ab. Die russische Artillerie konnte sich uns gegenüber auf dem Zwinin nicht recht geltend machen, und auch wir mußten mit Vorsicht arbeiten, weil die eigenen Gräben den feindlichen so nahe waren, daß nicht dreißig Meter zu kurz geschossen werden durfte. Um acht Uhr morgens am 9. April sprangen die Unsrigen mit Hurra aus ihren Schützengräben hinauf, und wie berauscht liefen sie den letzten Sturm auf den Zwinin. Ein Hagel von Handgranaten wurde in die russischen Gräben hineingeschleudert. Das übrige wurde mit dem Bajonett getan. Von den zwei finnländischen Schützenregimentern, zusammen etwa viertausend Mann, wurden fünfzehnhundert gefangen, die übrigen liegen größtenteils auf dem Zwinin als Zeugen eines Kampfes, der so blutig und erbittert und hart gewesen ist, daß weder die, die dabei waren und ihn überlebten, noch wir anderen es uns im vollen Umfang vorstellen können. Die deutschen Truppen gingen sofort über den Zwinin vor. Der Zwinin aber gehört der Geschichte. Er wurde von den deutschen Truppen in den Karpathen mit stürmender Hand genommen. Für diese Tat haben die Führer der deutschen Südarmee hohe Anerkennungen erhalten. Ein jeder Mann, der den Zwinin stürmte, verdient das Eiserne Kreuz, damit es allen kund wird, daß sie beide, Führer wie Soldaten, Deutschland hier in den Karpathen Dienste erwiesen haben, die nie zu übertreffen sind.

Munkács, im April.

Die Siegesfeier in Ungarn

Ungarn lebt eine weltgeschichtliche Stunde. Auf der Wand des alten hiesigen Komitatsgebäudes ist soeben eine amtliche Kundgebung angeklebt worden, die den gewaltigen Sieg bei Gorlice bestätigt. Die Menschen drängen sich, um mit eigenen Augen die Zahlen der Siegesbeute zu lesen. Die Stimmung ist wie an hohen und glückgesegneten Feiertagen. Über den Straßen wehen die treuen rot-weiß-grünen Fahnen, die so schön zu dem jungen hellgrünen Laub der Ahornbäume gestimmt sind. Heil dir, du blutgetränkte, lilienweiße, hoffnungsvolle Fahne, die den Söhnen Ungarns siegesbewußt in verzweifelten Schlachten vorangetragen wurde, immer in der ersten Reihe, bis die große Stunde schlug! Jetzt ist das Blut deiner Söhne gerächt. Die jugendliche Blüte deines Volkes ist gerächt, die hingemäht wurde wie die zahllosen Ähren deiner Felder im Rausche eines Gewitters. In treuester Waffenbrüderschaft, treu bis zum letzten und äußersten, standest du deinen Freunden zur Seite und heute ist der Tag des Sieges, des Sieges Österreich-Ungarns und des unserigen. Grün wogen deine unendlichen und liebesbewegten Weizenfelder, in einem neuen Wachstum begriffen, reicher denn je. Das Blut, das du geopfert hast, wirst du am Tage der Ernte in den reifen Ähren deiner sonneverträumten Ebene wiedersehen und mit feuchten Augen wiedererkennen. Sei auch dann groß, wenn du die reiche Ernte erntest! Unterdrücke auch dann in dir, wie du es jetzt getan hast, alles Kleinliche und Eitle, damit wir dich mit derselben Liebe lieben können wie heute!..

Es ist Sommer in Ungarn geworden, heiße Tage und kühle Nächte. Es ist Sonntag, mehr als Sonntag, weil ein neuer Feiertag an Ungarns Grenze bei Gorlice uns gegeben wurde. Der Feind zieht weg aus Sáros und Zemplén, die Horden aus Osten ziehen dahin, woher sie kamen, sie flüchten sich geduckt im Schatten der Nächte, um nie mehr wiederzukehren. Ich träumte: In den Karpathen werden die Russen einen großen Sieg oder eine große Niederlage finden! Es ist in Erfüllung gegangen, sie haben die große Niederlage gefunden.

Sátoralja-Ujhely, im Mai.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Werke von Aage Madelung:

Jagd auf Tiere und Menschen

Drittes Tausend. Geh. 4 Mark, gebunden 5 Mark

Ein Urwaldmensch und ein Raffinierter. Welch seltsamer Widerspruch! Und ebenso widersprechend: in Sumpf und Moor ein wilder, weidlüsterner Jäger, und dann, am einsamen Reisigfeuer, ein vor sich hingrübelnder kosmischer Philosoph. Diesen Menschen muß man näher kennen lernen. Man findet seinesgleichen nicht alle Tage. (Neue Freie Presse, Wien)

Man ist verblüfft durch Madelungs Betrachtungen, die bis ins innerste Herz der fremden Natur dringen und der fremden Rassen, die in dieser Natur leben. Alles ist zugleich scharf gesehen und tief empfunden, realistisch und naiv, stark und echt und von ganz neuem Klang. Die Trostlosigkeit des leeren Raumes empfindet er nach und schildert sie. Wenn er schreibt, dann hat er seinen ganzen Verstand dabei und sein ganzes Herz und seine beiden Falkenaugen, mit denen er selbst Visionäres, Vages, Verschwebendes noch deutlich sieht. Dank dieser Dreieinigkeit im Schaffen — denn viele schreiben nur mit dem Kopf oder nur mit dem Herzen — gelingt es ihm, uns in den Bann seiner Schilderungen zu zwingen, die von einer langnachhaltigen suggestiven Wirkung sind. (Berliner Tageblatt)

Die Gezeichneten

Roman. 10. Tausend. Geh. 4 M 50 Pf., geb. 5 M 50 Pf.

Mit visionärer Gestaltungskraft führt der Autor den Leser in das Rußland der Pogrome. Juden, Proselyten, russische Bauern, Studenten, Rechtsanwälte, Nihilisten, alle diese bilden ein buntes Milieu. Von allen Leidenschaften widerhallt es. Religiöser

Fanatismus und Schurkerei schaffen einen Ritualmord. So ist es ein Buch des Schreckens, das um so mehr Beachtung verdient, als Madelung vieles miterlebt und mit eigenen Augen gesehen hat. (Hamburgischer Korrespondent)

Ein Buch so quellend überfüllt von Kraft und Leben, von Menschenliebe und Empörung, so gesättigt mit tiefem Wissen des Herzens, daß es jenseits aller literarischen Kritik steht. Ein Buch, das Revolutionen entfesseln müßte, — wenn ein Buch das heute noch könnte. (Pester Lloyd)

Der Sterlett

Novellen. Zweites Tausend. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Aage Madelung zeigt sich in diesem Bande als ein grandioser Erzähler. Jedes Wort sitzt bei ihm, als wenn es eben mit dem Meißel aus dem Sprachmarmor herausgemeißelt wäre, und das in aller Einfachheit und Schlichtheit; seine Bilder sind nie phantastisch, nie eigentlich poetisch, aber auch nie verstiegen, und indem sie ganz im Bereich der einfachsten Realität bleiben, erfüllen sie doch ihre Aufgabe, einen Eindruck durch die Heranziehung einer anderen Anschauungswelt zu verdeutlichen, vollkommen und bis zum letzten Rest. Das ist das Produkt des wahrhaft männlichen, allem Weichlichen und Flausenhaften, allem Künstlichen fernen Welt-Erlebens, Welt-Anschauens, wie es auch der Inhalt zeigt. (Frankfurter Zeitung)

Die Wildheit und der Humor, mit denen hier die primitiven Menschlichkeiten und die mächtige Natur der Steppe und der großen Flüsse Rußlands erfaßt sind, zeigen Aage Madelung als einen der stärksten jener besonderen Art moderner Dichter, die mit der Energie ihrer Erlebnisse auch der heimatfremden Kultur und ihrem Wesen innerst nahe kommen. (Die Hilfe)

SCHEELE MEMORIAL LIBRARY
3 6655 00063586 3
PT2625.A222 1915
Madelung, Aage./Mein Kriegstag

PT 2625 .A222 1915
Madelung, Aage.
Mein Kriegstagebuch

PT 2625 .A222 1915
Madelung, Aage.
Mein Kriegstagebuch

DATE DUE	BORROWER'S NAME

Concordia College Library
Bronxville, NY 10708